Fischerei und Fischerkultur in Ostpreußen

Fischerei und Fischerkultur in Ostpreußen

Dr. Ulrich Tolksdorf

1991

Inhaltsverzeichnis

Vorwort ..... Seite 3
Gewässer, Fangplätze, Fische ..... Seite 5
Geschichte, Recht, Organisation ..... Seite 9
Die Küstenfischerei ..... Seite 13
Die Haffischerei ..... Seite 21
Die Binnenfischerei ..... Seite 37
Handel ..... Seite 41
Fischräucherei ..... Seite 44
Fischerbevölkerung, Sprache, Kultur ..... Seite 48
Weltsicht und Volksglauben ..... Seite 50
Siedlung und Haus ..... Seite 52
Handwerk und Volkskunst ..... Seite 54
Literaturhinweise ..... Seite 59

Bildnachweis:
1. Umschlagseite: *Flundernräuchern, Sarkau*
(Fotoarchiv: Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur, Hamburg)

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur, Parkallee 86, 2000 Hamburg 13

Unter Mitarbeit von *Thomas Braun*

Druck: Druckerei Sund, 2240 Heide/Holstein

Dieser Arbeitsbrief wurde aus WZVO-Mitteln der
Stiftung Nordostdeutsches Kulturwerk für die Stiftung Ostpreußen gefördert.

Vorwort

Also, de Fescherie in Ostpreiße — opp em Kurische Haff joa besondersch — de wär joa vielfältig. Eenmoalig, segg eck, eenmoalig en Europa.
Fischer aus Rossitten

Ostpreußen zählt unter dem Gesichtspunkt der Fischwirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart zu den interessantesten und vielfältigsten Landschaften Europas. Schon die alten Chronisten waren sich dieser Sonderstellung bewußt, und Kaspar Hennenberger (1529—1600) rühmt die nordöstlichen Provinzen als *»für vielen andern Ländern mit vielen herrlichen, nutzbarlichen, fischreichen Fliessern, Strömen und Seen gezieret und begabet.«*
Fast zweihundert Jahre später pflichtet der in Königsberg geborene Friedrich Samuel Bock (1716—1785) in seinem großen Werk »Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreiche Ost- und Westpreussen« Hennenberger bei, wenn er schreibt: *»Unter den vielen Wohlthaten mit welchen Ost- und Westpreussen vor vielen Ländern von der Vorsehung überhäuffet worden, muss man auch die beträchtliche Menge der Fische von so verschiedenen Geschlechtern und Arten zählen, so dass kaum ein Land sich dieses Vorzuges in solchem Umfange wird rühmen können. Die Ostsee, beyde Haffe, viele hundert Landseer, die Ströme, Bäche und Teiche, welche durch das ganze Land vertheilet sind, enthalten eine grosse Mannigfaltigkeit essbarer und schmackhafter Fische.«*
Auch die Statistiken aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben Ansehnliches zu berichten: In der Doppelprovinz gab es demnach über 6000 Fischerei- und Fischverarbeitungsbetriebe mit ca. 20000 Beschäftigten. Das waren seinerzeit im Deutschen Reich immerhin 22% aller in der Fischwirtschaft tätigen Personen. Dabei sind die vielen nichtberuflichen Fischer, vor allem an den zahlreichen Flußläufen und einem Teil der 2141 Seen, noch nicht mitgezählt. Was aber hinter diesen nackten statistischen Angaben nicht sichtbar wird, sind die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder dieser Fischerbevölkerung, ihre unterschiedliche Tradition und Arbeitsweise, die Vielfalt der Fischfangtechnik, der topographischen, rechtlichen und traditionellen Abhängigkeiten, ihre Sprache mit ganz speziellem Wortschatz, die eigene Fischerkultur. Wir werden einige Fischer in ihrer Sprache und Mundart zu Wort kommen lassen, um sie auch im »Originalton« nach Tonbandaufzeichnungen als die »wahren Experten« von ihrer Arbeit und ihrem Leben erzählen zu lassen. Dem jeweils speziell interessierten Leser soll am Schluß mit einer kleinen Literaturliste zur weiteren Orientierung geholfen werden.
Ostpreußen bildet in vieler Hinsicht keine geschlossene und einheitliche Kulturlandschaft, vielmehr erkennen wir eine Vielzahl kleinräumiger Kultureinheiten, die sich allerdings in sehr verschiedener Weise gegenseitig beeinflußt haben. Wir werden versuchen, dieser Mannigfaltigkeit in diesem knappen Überblick über die Fischerei Ostpreußens wenigstens ansatzweise gerecht zu werden.

Mit diesem Arbeitsbrief legen Dr. Ulrich Tolksdorf und Thomas Braun eine volkskundliche Arbeit zur Fischerei in Ostpreußen vor. Sie fassen in kompakter Darstellung alles das zusammen, was sich insbesondere über die Fischerei im 19. und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts volkskundlich belegen läßt.

Hiermit gehen grundsätzliche Aussagen über den Artenbestand von Fischen in beiden Haffs, in den ostpreußischen Seen und auch in der Ostsee längs der ostpreußischen Küste einher.

Wir hoffen, mit diesem Arbeitsbrief nicht nur landes- und volkskundlich an Ostpreußen Interessierte anzusprechen, sondern auch Sportfischer. Dieser Aspekt ist keineswegs gering zu achten, denn auch heute wieder gilt der südliche Teil Ostpreußens als ein Urlaubsziel für Angler.

Zudem gibt dieser Arbeitsbrief mittelbar Auskunft über den ökologischen Zustand ostpreußischer Gewässer in der Vorkriegszeit und läßt somit erkennen, wie sehr auch hier in diesem uns heute auch vielfach noch als Naturparadies erscheinenden Land ökologische Fehlentwicklungen tiefgreifend wirken.

Gewässer, Fangplätze, Fische

Im Norden stößt Ostpreußen mit einer mehrere hundert Kilometer langen Küste auf die Ostsee, von den Orten Vogelsang bis Nimmersatt, einem Küstenstreifen, landseits gebildet von der Frischen Nehrung, der westlichen und nördlichen Samlandküste und der Kurischen Nehrung, seeseits im Westen von der östlichen Hälfte der Danziger Bucht und im Osten von der Cranzer Bucht. Der Meeresgrund fällt vom Lande sanft ab und besteht zu einem großen Teil aus grobem Sand. Nur an der Nordküste des Samlands finden sich kleinere und größere Steinlager und Findlingsblöcke und in weiterer Entfernung auch Schlick-, Ton- und Lehmregionen.

Die Ostsee bietet die Hauptausbeute vor der ostpreußischen Küste in relativer Küstennähe, wodurch bei der Seefischerei in älterer Zeit die Strandfischerei, in jüngerer Zeit die Küstenfischerei vorherrschte — dies z.B. im Gegensatz zur Nordsee, wo weitgehend die Hochseefischerei dominiert. Hemmend für die Entwicklung der Seefischerei in der Vergangenheit war auch, daß die langgestreckte Küste nahezu hafenlos war. Neben Pillau und Memel wurde

Fischereihafen Neukuhren/Samland.
Blick vom Fischberg. Auf den Trockengestellen hängen Lachstreibnetze.
(Aus: Fischerei im Samland, Herford 1987, S. 53, Archiv: Tolksdorf)

erst ab 1902 langsam der später dann so bedeutende Fischereihafen von Neukuhren (Samlandküste) ausgebaut. Dieser Hafen war ursprünglich vor allem zu dem Zwecke gebaut worden, um den Fischern mit ihren offenen Booten auf der 167 km langen offenen und hafenlosen Küste zwischen Memel und Pillau im Notfall eine Zufluchtstätte zu bieten. Erst ab 1920/22 wurde Neukuhren als Ausgangspunkt der Motorkutterfischerei der bedeutendste Fischereihafen Ostpreußens, von dem dann auch die weiter auf See gelegenen Fangplätze (4—6 Stunden Fahrt vom Hafen) angelaufen und erschlossen werden konnten. So liegt z.B. das Hauptfanggebiet für Dorsche, die »Rossittener (Niddener) Bank«, 40 bis 60 km von Neukuhren entfernt.

Neben den drei genannten Fischereihäfen waren die Hauptfischerorte der ostpreußischen Küstenfischerei Kahlberg-Liep, Narmeln, Neutief, Rothenen, Sorgenau, Kraxtepellen, Gr. Dirschkeim, Kleinkuhren, Großkuhren, Cranz, Sarkau, Kunzen, Rossitten, Pillkoppen, Nidden und Memel.

Fangobjekt der Seefischerei ist hauptsächlich der Lachs und die Meerforelle, dann Dorsch, Hering (Strömling), Breitling (Sprotte), Maifisch (Perpel) und als sehr ertragreicher Fisch der Aal. Dann aber auch die Plattfische Flundern und Steinbutten, seltener Klieschen und Scholle. Weniger von Bedeutung ist der Fang (Beifang) von Wittling, Quappe, Stint, Hornhecht, Flußneunauge, Zährte usw. und der nach der Jahrhundertwende immer seltener werdende Stör. Auch die eigentlich zu den Süßwasserfischen gehörenden Arten Zander und Brassen wurden vereinzelt in der See gefangen.

Die weitaus wichtigeren Gewässer für die ostpreußische Fischwirtschaft sind seit Jahrhunderten die beiden Haffe, wobei gerade die Nehrungsfischer — ohne die Möglichkeit eines sonstigen Nebenerwerbs — auf beide Gewässer angewiesen waren. Sie waren also zugleich See- und Haffischer.

Das größere Kurische Haff (ca. 1600 qkm) hat eine Längenausdehnung von 90 km und ist in seinem nördlichen Teil 2—3 m, im südlichen 4—5 m tief. Es ist überhaupt der größte Brackwassersee der südlichen und östlichen Ostseeküste. (Im Mittelalter übrigens werden Ostsee und Haffe beide mit dem Begriff »Meer« belegt, man unterscheidet nur nach »mare salsum« und »mare recens«, also nach der Beschaffenheit von salzigem und frischem (süßem) Wasser.) Der Grund des Haffes besteht größtenteils aus Sand, nur in der Ufernähe der Windenburger Ecke und an der samländischen Küste befinden sich größere Steinbänke und Steinlager. Das Memeler Tief verbindet es mit der Ostsee. Das fast halb so große Frische Haff (ca. 860 qkm) hat eine Länge von gut 80 km und im nordöstlichen Teil eine Tiefe von 4—5 m, im südwestlichen Teil von 2—3 m. Bei Pillau steht es durch das 500 m breite Pillauer Tief mit der Ostsee in Verbindung. Zahlreiche Flüsse münden in beide Haffe und geben ihnen weitgehend den Charakter von süßen Gewässern.

Die wesentlichen Fischerorte (von rund 60) der Haffischerei sind am Kurischen Haff: Schaaksvitte, Labagienen, Nemonien, Gilge, Tawe, Inse, Loye, Karkeln, Skirwiet, Minge, Drawöhnen, Schwarzort, Perwelk, Preil, Nidden, Pillkoppen, Rossitten und Sarkau — am Frischen Haff: Tolkemit, Frauenburg, Alt- und Neu-Passarge, Rosenberg, Brandenburg,

Groß Heydekrug, Zimmerbude, Peyse, Camstigall, Fischhausen, Pillau, Neutief, Neukrug, Narmeln, Kahlberg-Liep und Bodenwinkel, welches allerdings schon zum Kreis Danziger Niederung gehörte.

Der Fischreichtum der beiden Haffe war auch noch in diesem Jahrhundert beträchtlich. Es überwiegen die Süßwasserfische, aber je nach Wetterlage finden sich auch viele Salzwasserfische. Als die wesentlichen Nutzfische gelten Aale, Stinte, Schnepel, Zander, Barsche, Kaulbarsche, Plötze und Quappen. Im Kurischen Haff bildeten die Kleinfische den weitüberwiegenden Teil des Fanges, im Frischen Haff ist es der Stichling, der in beträchtlichen Mengen (20% aller Haffischarten) im Pillauer Tief gefangen und in der Tranindustrie in Pillau verarbeitet wurde. Eine ganze Reihe von anderen Fischen — z.T. Wanderfische aus dem Meer — spielen dagegen eine untergeordnete Rolle: Hechte, Gieben, Zährten, Perpel (Maifisch), Rotaugen, Gründlinge, Schleie, Zopen, Welse, Ukelei, Ziegen, Lachse, Strömlinge und Flundern.

Auch bei der Bewirtschaftungsfläche der Binnengewässer — Seen und fließende Gewässer — zählte Ostpreußen zu den wasserreichsten Provinzen des ehemaligen Deutschen Reiches. Nach Erhebungen aus den dreißiger Jahren bedecken die ca. 1140 Binnenseen eine Fläche von etwa 1178 km² (davon entfallen auf die Regierungsbezirke Allenstein und Gumbinnen allein 965 km²), 7500 km fließender Gewässer eine Fläche von 30 km², hinzu kommen ca. 15 km² Teiche. Bei den masurischen Seen handelt es sich um die größte zusammenhängende Seenplatte des südbaltischen Seengebietes. Die Seen in Ostpreußen unterscheidet man in grobem Raster nach vier charakteristischen Typen: 1. Der oberländische Typus ist gekennzeichnet durch relativ geringe Tiefe, schlammigen Boden, großen Nährstoffreichtum und damit besonders großen Fischreichtum. 2. Der ermländische Seentypus hat eine sehr große Tiefe, harten Boden, klares Wasser, ist aber sehr nahrungsarm. 3. Zwischen beiden oben genannten Typen steht der Masurens. Er weist mittlere Tiefe auf, hat tonig-sandige Böden und etwas kalkreicheres Wasser. 4. Als vierter Typus sind die sogenannten Schlenkenseen zu nennen, die im Gebiet größerer Flüsse liegen und meist Altarme von Gewässern sind. Sie haben geringe Tiefe und neigen zur Verlandung, sind aber für den gesamten Fischbestand von wesentlicher Bedeutung. Schlenkenseen finden sich vor allem im Stromgebiet von Memel und Pregel.

Der Fischbestand der ostpreußischen Seen ist ähnlich zusammengesetzt wie der in den übrigen Seengebieten Norddeutschlands, vorrangig also Barsch, Brassen, Schlei, Plötze, Hecht, Karausche, Blei, viele kleine Weißfische und Aal. Von besonderer Bedeutung und wohl auch charakteristisch ist für Ostpreußen die Maränenfischerei. Die kleine Maräne, aber auch die große — wegen der frühen Einfuhr der Brut vom Peipus-See in Ostpreußen auch »Peipus-Maräne« genannt — spielten in der Seenfischerei besonders Masurens noch eine größere Rolle als der Aalfang. Die Hauptumschlagplätze für die Seenfischerei in Ostpreußen waren Allenstein, Angerburg, Lötzen, Osterode, Deutsch Eylau, Rastenburg und Sensburg.

Alle Flüsse Ostpreußens münden in die beiden Haffe und die Ostsee. In der gesamten Fischwirtschaft spielen allerdings die fließenden Gewässer nur eine untergeordnete Rolle.

In das Frische Haff fließen die Flüsse Pregel (Pissa, Angerapp, Inster), Frisching, Bahnau, Passarge, Baude, Elbing-Fluß, Nogat, Tiege und ein Weichselarm — in das Kurische Haff Dange, Minge, Memel, Ackel, Karkel-Fluß, Nemonien. Im breit gefächerten Mündungsgebiet der Memel sind noch der Rußstrom und die Gilge, Tawe, Inse und Loye zu nennen, die bei den gleichnamigen Dörfern ins Haff fließen. Wirklich bedeutsam in der ostpreußischen Flußfischerei ist vor allem die Memelfischerei, dann mit Abstand die Pregelfischerei und saisonal die Mündungsabschnitte kleiner Flüsse.

Die Flußfischerei im Stromgebiet der Memel zeigte dabei besondere Eigentümlichkeiten, wie sie in dieser Form wohl nirgends in Mitteleuropa anzutreffen waren. Vom Gesamtfischbestand her gab es Aale, Barben, Barsche, Brassen, Gieben (Bleie), Hechte, Kaulbarsche, Neunaugen, Plötze, Quappen, Stichlinge, Ukelei, Zährten, Zander und in diesem Jahrhundert auch noch Lachse und Meerforellen. Bei der Sommerfischerei waren neben Barben, Barsch, Hecht und Plötzen vor allem Gieben und Zährten mit jeweils 25 % des Gesamtfanges die Haupteinnahmequellen. Es war aber besonders die charakteristische — wenn auch Jahr für Jahr wegen der Eisverhältnisse sehr unsichere — Winterfischerei auf Neunaugen und Quappen, die dieser Flußfischerei ihr typisches Gepräge gab. Um nur zwei Zahlen zu nennen: Im Jahre 1919 wurden allein auf dem Skirwieth-Strom 4000 Schock Neunaugen und für 400.000 Mark Quappen gefangen. Als bemerkenswert im Stromgebiet der Memel ist auch noch die ertragreiche Fischerei auf Stichlinge und Ukelei zu erwähnen, die allerdings nicht zur menschlichen Nahrung, sondern als Schweinefutter bzw. wegen der Verwertung der Schuppen gefangen wurden.

Dahinter stand im Ertrag das Stromgebiet des Pregels zurück, zumal auch hier die oft ungeklärten Fischereiberechtigungen die Entfaltung einer effektiven Fischerei behinderten. Von größerer Bedeutung als die Quellflüsse waren hier vor allem die Nebenflüsse Alle und Deime(-Kanal).

Wiederum einen völlig anderen Charakter zeigten z.B. die kleineren Haffzuflüsse Bahnau (mit den Nebenflüssen Omaza und Jarft), Frisching (mit dem Stradickfluß), Baude und Passarge. Hier ist es vor allem die Bachforelle, die hervorragende Bedingungen vorfindet. Der Unterlauf der Passarge war in Ostpreußen das zweitwichtigste Fanggebiet der Neunaugen-Fischerei. Dahinter tritt die Fischerei auf Barsch und Hecht sowie auf Weißfische weit zurück. Aber auch hier waren die rechtlichen Fischereibedingungen äußerst unübersichtlich. Im Gesamtüberblick ist zu sagen, daß die Flußfischerei im Verhältnis zu früheren Jahrhunderten in diesem Jahrhundert aus verschiedenen Gründen stark rückläufig war.

Dasselbe läßt sich von der wirtschaftlichen Nutzung der Fischteiche sagen, die bis auf die Zeit des Deutschen Ritterordens zurückgeht. Die Teichwirtschaften, deren überwiegende Anzahl sich im Besitz der größeren Güter befand, finden sich über ganz Ostpreußen verstreut. Der 1876 gegründete Fischereiverein für die Provinz Ostpreußen bemühte sich ständig um die qualitative und wirtschaftliche Verbesserung der Teichwirtschaft, was zumindest nach dem Ersten Weltkrieg auch zu sichtbaren Verbesserungen führte. Der beliebteste Teichfisch ist in Ostpreußen der Karpfen, Schlei und Forelle treten dahinter stark zurück.

Geschichte, Recht, Organisation

Die Geschichte der Fischerei in Ostpreußen läßt sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Angaben in den alten Chroniken und frühen landeskundlichen Arbeiten — so z.B. bei Peter von Dusburg (um 1330), Simon Grunau (um 1470 — um 1531), Kaspar Hennenberger (1529—1600), Christoph Hartknoch (1644—1687), Matthäus Praetorius (nach 1630—1704), Friedrich Samuel Bock (1716—1785) — über die Fischereiverhältnisse vor der Ordenszeit haben natürlich sagenhaften Charakter. Soviel aber scheint festzustehen: Auch in dieser Zeit spielte die Fischerei und Fischwirtschaft schon eine bedeutende Rolle. So verehrte man wohl auch schon eine Gottheit *»als welcher ein gott der fischer und Schiffsleute gewesen«* (Hartknoch). Es werden bereits 13 Arten von Netzen und verschiedene Fischkästen und Angeln erwähnt (Praetorius); zudem können die heiligen Seen und Teiche, in denen kein Fischfang betrieben werden durfte (Hennenberger), als ein Hinweis darauf angesehen werden, daß man auch in dieser Zeit Schonreviere für Fische sowie eine Fischereiaufsicht kannte. Auch die Form der Teichwirtschaft scheint es schon gegeben zu haben (Dusburg). Genauere Nachrichten über die Fischerei liegen dann aber erst seit der Zeit des Deutschen Ritterordens in Preußen vor. Schon bald nach seiner Niederlassung nahm er die Fischerei als Regal für sich in Anspruch. Die rechtliche Grundlage bildete das Privileg, das Kaiser Friedrich II. im Jahre 1226 dem Hochmeister von Salza erteilt hat und das 1230 im Vertrag von Kruschwitz mit Konrad von Masovien bei der Abtrennung des Kulmer Landes bestätigt wurde. Dieses Fischereiregal nahmen nach der Teilung des Gebietes zwischen Orden und Bischöfen auch die preußischen Bischöfe und Domkapitel von Ermland und Samland für sich in Anspruch. Der Orden erließ Gesetze, schuf eine Organisationsstruktur und stellte Aufsichtsbeamte ein, die als Fischmeister und »Keipper« — *»das ist ein oberster über die Fischereyen«* — bezeichnet werden (vgl. Benecke, S. 265 ff.). In welch hohem Ansehen diese Position stand, geht recht deutlich aus der Tatsache hervor, daß einer von ihnen, Heinrich Reffle von Richtenberg (um 1415—1477), der zuvor Fischmeister in Putzig gewesen war, im Jahre 1470 in Königsberg zum Hochmeister gewählt wurde. Die besonders herausgehobene Position eines Fischmeisters erklärt sich vor allem dadurch, daß es während des Mittelalters zahlreiche Fastentage einzuhalten galt und somit die Beschaffung und Sicherstellung der Fischnahrung eine wichtige Aufgabe war. Die mit einer solchen Aufgabe betrauten Personen waren also nicht dienende Brüder, sondern sie gehörten stets auch dem Hauskonvent an. Zur

Blütezeit des Ordens — am Anfang des 15. Jahrhunderts unter Konrad von Jungingen (1393—1407 Hochmeister) — gab es insgesamt 39 Fischmeister. Aus dem hier interessierenden ostpreußischen Gebiet werden in den Urkunden besonders häufig Angerburg, Arys, Elbing, Krackerort, Ruß, Scharpau und Wolitta erwähnt.

Der Deutsche Orden regelte in vielen Einzelverleihungen die Nutzungsrechte an der Fischerei in den verschiedenen Gewässern. Ebenso wurden darin Netzarten und sonstiges Fischereigerät festgelegt sowie auch die Beschränkungen auf einzelne Fischgattungen. Den Fischerei-Berechtigten — Städten, Gemeinden, Klöstern, Besitzern einzelner Grundstücke, Einzelpersonen — wurden Fischerbriefe, Keutelbriefe, ausgestellt, die u.a. die Höhe des jährlichen Pachtgeldes regelten. Die in eigener Regie ausgeübte Fischerei überließ der Orden seinen eigenen Fischmeistern. An den Küsten der Ostsee und des Frischen Haffs bildeten sich Fischerkolonien — sogenannte Sümen —, die jährlich ihre Keutelbriefe kauften.

Den Privatleuten wurde lediglich die kleine Fischerei mit genau festgelegtem kleinen Gezeuge *»zu des Tisches Notdurft«* (quod ipsi sufficit ad coquinam oder pro mensa) zugebilligt, oder — wie es heißt — *»sie mögen sich einen Fisch aus dem Wasser ziehen«*. Auch der Verkauf der Fische unterlag genauen Vorschriften. So mußten sie z.B. im Ordenshause angeboten werden, bevor sie auf die Märkte kommen konnten. Dort wiederum wurde der Handel auf den Fischmärkten durch die Willküren der Städte geregelt, die präzise Vorschriften über die Qualität der Waren, über Gewichtseinheiten usw. festlegten. Die meisten Verordnungen verboten bei Strafe auch die Verunreinigung der fließenden Gewässer.

Der Orden hatte zwar große Anstrengungen unternommen, durch zahlreiche Erlasse, Verordnungen und andere administrative Maßnahmen — so besonders auch unter den Hochmeistern Johann von Tiefen (1489—1497) und Herzog Friedrich von Sachsen (1498—1510) — die Fischerei zu ordnen, aber zu einer wirklich umfassenden Fischereiordnung kam es während der Ordenszeit nicht mehr.

Auf der Grundlage der ordensstaatlichen Regelungen erschien dann am 30. Januar 1589 die erste umfassende Fischereiordnung in unserem Gebiet unter dem Titel *»Ordnung, welcher maszen es mit der Fischerey auf dem Churischen Haabe, mit den Strömen, mit Lieferung des Zins-Fisches, Kauffen, Verkauffen, und Verführung der Fisch, desgleichen am Strand der See und Nährung, mit gestrandten Gütern, Börnstein, Fahung der Biber, Otter, der Höltzung, sowol mit der Ambts-Diener Zusicht und anderem gehalten werden soll«*.

Diese Ordnung regelt nicht nur die schon im Titel aufgeführten Bereiche der Fischwirtschaft und des Nebenerwerbs (Strandgut, Bernsteingewinnung, Jagd usw.), sie enthält auch Bestimmungen bei Strafandrohung über das menschliche Verhalten von Fischerknechten und Garnmeistern, über Sonntagsruhe, über Schwören, Schimpfen und Fluchen, Hilfeleistungen für in Seenot geratene Schiffe usw. Auf dieser Fischereiordnung beruhen dann die immer wieder revidierten (Teil-)Fassungen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts (1620, 1640, 1721, 1728, 1738, 1774, 1787, 1843) bis hin zum 7. März 1845, als die allgemeine neue Fischereiordnung für das Frische Haff, das Kurische Haff und für die Binnengewässer der Provinz Preußen erschien — dann wiederum revidiert am 30. Mai 1874. Letzteres Gesetz enthält u.a. Bestimmungen über die Bildung von Fischereibezirken und Fischereigenossenschaften sowie über die Fischereiaufsicht.

Während die Fischerei in der Ostsee »frei« blieb, bestätigte noch das Preußische Fischereigesetz vom 11. Mai 1916 in den Haffen grundsätzlich die alten Regelungen aus der Ordenszeit. Danach war das Recht, mit ganz genau definierten Fanggeräten zinsfrei zu fischen, an bestimmte Grundstückseigentümer (Grundstücke) gebunden (Realrecht, Eigenrecht). Realberechtigte konnten nicht nur Einzelpersonen, sondern auch ganze Stadtgemeinden, Ortschaften oder Güter sein. Diese konnten wiederum einzelne Gezeuge oder ihre ganze Berechtigung verpachten bzw. andere hinzupachten. Auf dem Frischen Haff z.B. betrug die Gesamtzahl der Eigenrechte 389, die sich auf 40 Ortschaften bzw. Güter verteilten.

Ein Fischer aus Neu-Passarge, Kr. Braunsberg, berichtet:

»Oaber wi en Nie-Passarj, wi hadde joa nu also Sackfescherie, dat es e ganz andre Fescherie, nich. On wi durfte joa uck nuscht andret moake doa. Doa wär joa son ganz oolet Recht doa en de Därper am Fresche Haff, dat Fescherierecht. Dat wär verbunge met bestemmte Grundstecke, Wertschafte — doar durft nich jeder fesche. On de Rechte wäre denn bei dem Grundsteck, on dat Recht bestemmt uck, met welche Jezeuge, met welche Nett on welche Säck jefescht ware durft. Disse Rechte kunnst uck pachte, wi ton Biespell hadde onser verpacht. On so jeef et uck Fescher, de hadde goar keen eegnet Recht, de hadde dat oaber von andre aller tosammejepacht. Uck vom Fiskus kunnst noch wat doatopachte — biem Fiskus wäre uck noch Rechte. Wi en Nie-Passarj hadde Rechte für de Sackfescherie, de en Ool-Passarj fier Kiedel (Zug-, Schleppnetze).«

Auf den Grundstücken der Frischen Nehrung ruhten seit altersher keine Eigenrechte, alle Nehrungsfischer waren also Pachtzinsfischer, soweit sie im Haff und nicht in der See fischten. Auf dem Kurischen Haff gab es 306 zinsfreie realberechtigte Fischer, ca. 200 zinszahlende realberechtigte Fischer und zwischen 1000 und 1300 fiskalische Pachtfischer. Das Fischereirecht teilte das Kurische Haff in einen südlichen und einen nördlichen Teil. Die Grenze verlief von Lökerort an der Festlandküste in Richtung auf Grabsterort zwischen Pillkoppen und Nidden an der Nehrungsseite. Die schon im Nordhaff liegenden Orte Karkeln und Nidden hatten aber das Sonderrecht, auch südlich der Grenze zu fischen. Die Schleppnetzfischerei mit Segelfahrzeugen war lange Zeit im ganzen Nordhaff verboten.

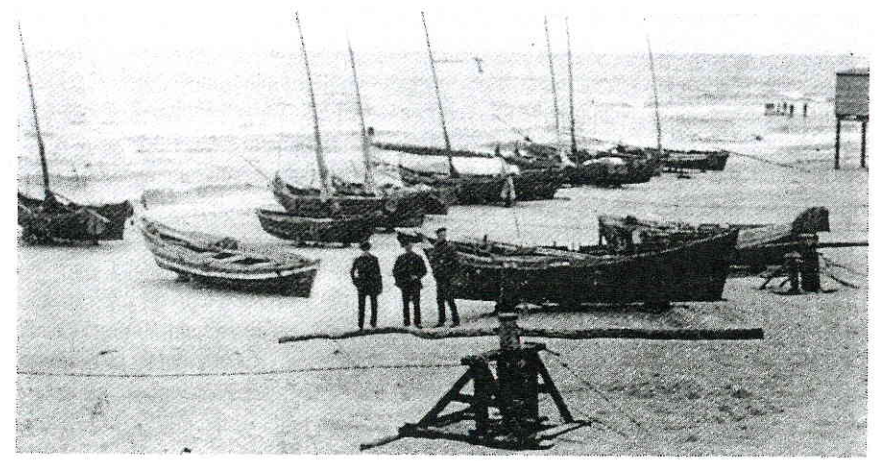
Für die Binnengewässer konnte nur teilweise eine allgemeine rechtliche Grundlage geschaffen werden. Relativ übersichtlich zeigt sich hierbei in Ostpreußen die Situation hinsichtlich der Landseen. Die überwiegende Mehrzahl dieser Gewässer befand sich im Besitz des preußischen Fiskus. Verwaltungstechnisch gehörten sie teils zu den Domänen, teils zur Forstverwaltung. Die fiskalischen Seen wurden weit überwiegend von Berufsfischern gepachtet und bewirtschaftet.

Dagegen war die Lage bei der Flußfischerei vollkommen unübersichtlich, da die Fischereirechte aufgrund alter Privilegien aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammten und häufig we-

der Privatleuten noch Behörden in der genauen Abgrenzung bekannt waren. Dieser Zustand führte zu ständigen gerichtlichen und außergerichtlichen Auseinandersetzungen und behinderte meist jede organisierte Form der Fischerei. Nur wenige Beispiele mögen dies illustrieren. So ruhten z.B. auf der 27 km langen Bahnau 78, auf der 25 km langen Jarft 47 und auf der 19 km langen Omaza sogar 100 verschiedene Fischereiberechtigungen (vgl. Keller, S. 45).
Die Interessen der Fischerei vertraten bis 1945 eine Reihe von Organisationen, seien dies nun öffentlich-rechtliche Berufsvertretungen oder private Organisationen, die vor allem die Hebung der praktischen Wirtschaftsführung zum Ziel hatten.
Im öffentlich-rechtlichen Bereich wurden die Interessen wahrgenommen von den Landwirtschaftskammern, die spezielle Ausschüsse für das Fischereiwesen gebildet hatten. Aufgabe dieser Institutionen war es, für die Interessen der Fischerei in jeglicher Hinsicht einzutreten. Staatlich eingerichtet und gefördert wurde auch das »Fischereiinstitut der Universität Königsberg/Pr.«, das 1924 seine wissenschaftliche und beratende Tätigkeit aufnahm. Als Außenstationen dieses Instituts wirkten ab 1924 die »Versuchsteichwirtschaft Perteltnicken« (Samland) und ab 1925/26 die »Seefischereistation Neukuhren«. Alle diese Institutionen haben beträchtlich zur Hebung der Fischwirtschaft Ostpreußens beigetragen.
Nach der Organisation der staatlichen Fischereiverwaltung gab es für die Haffe und die Seeküste drei Oberfischmeisterämter in Pillau, Labiau und Memel. Auf den Haffen hatten die Oberfischmeister die Funktion einer Ortspolizeibehörde, die Übertretungen des Fischereirechts ahnden konnten. Die Oberfischmeisterbezirke waren wiederum in Fischmeister-Aufsichtbezirke unterteilt. Der Oberfischmeister für die Binnengewässer hatte seinen Sitz in Lötzen.
Bei den privaten Berufsvertretungen ist zunächst der »Fischereiverein für die Provinz Ostpreußen« zu nennen, der bereits 1876 gegründet und 1927 in »Fischereiwirtschaftlicher Zentralverein für die Provinz Ostpreußen« umbenannt wurde. Satzungsgemäß hat er ganz allgemein die Förderung der Fischerei zum Ziel, wobei er auch vor allem in konkret praktischen Belangen seine Mitglieder informieren und beraten will. Bis in den Ersten Weltkrieg hinein standen ihm dafür als Publikationsorgan die »Berichte des Fischereivereins für die Provinz Ostpreußen« zur Verfügung, später die »Mitteilungen der Fischereivereine für die Provinzen Brandenburg, Ostpreußen, Pommern und die Grenzmark«.
Während fast bis Ende des Ersten Weltkrieges noch jeder Fischer weitgehend auf sich selbst angewiesen war, nahm dann der Organisationsgrad sehr schnell zu. Es kam verstärkt zu Fischer- und Genossenschaftsvereinen und sonstigen Fang- und Verwertungsorganisationen. Zu nennen ist hier vor allem die »Fischhandelsgesellschaft Ostpreußen« und z.B. die »Ostpreußische Fischhälterungs-Genossenschaft«. Neben anderen Aufgaben war es besonders das Ziel dieser Vereinigungen, den Fischer von der Willkür des einzelnen Händlers zu befreien.
Auf die zahlreichen und häufig nur zu bestimmten Anlässen regional sehr unterschiedlich organisierten Fanggemeinschaften werden wir weiter unten bei der Behandlung der einzelnen Fischereiarten näher eingehen.

Die Küstenfischerei

Der Schwerpunkt der ostpreußischen Seefischerei lag noch bis 1930 überwiegend bei Kleinbetrieben, die mit Hilfe offener Boote und nur wenig tiefgehenden Geräten in unmittelbarer Küstennähe (bis zu drei Seemeilen) ihren Beruf ausübten. Gewöhnlich hatte ein selbständiger Fischer mehrere Gehilfen. In älterer Zeit waren diese Gehilfen »Fischerknechte«, die gegen freie Wohnung, Beköstigung und Arbeitskleidung sowie einen geringen Bargeldlohn für jeweils ein Jahr eingestellt (gemietet) wurden, oder es waren Familienangehörige. Sie konnten aber dann später auch auf der Grundlage einer Fangbeteiligung eingestellt werden. Im allgemeinen waren aber an den einzelnen Teilabschnitten der Küste — oder von Dorf zu Dorf — die Formen der Arbeitsorganisation und die Art der Entlohnung sehr unterschiedlich. In Cranz z.B. erhielt der Bootseigner zwei Anteile des Fanges, die beiden Hilfskräfte je einen.
Sehr verbreitet war — wie im gesamten Ostseegebiet — die seit Jahrhunderten praktizierte sogenannte Anteils- oder Partenfischerei, die die Organisationsform einer Fanggemeinschaft mehr oder weniger gleichberechtigter Fischer mit je eigenem Gerät hatte. Auch bei der späteren Kutterfischerei wurde dies praktiziert, indem der oder die Bootseigner mehrere Fischer mit eigenem Fanggerät (Netzen, Angeln) einstellten. Der Erlös des Fanges wurde dann zu jeweils gleichen Teilen (Parts) aufgeteilt, wobei dem Bootseigner noch ein weiteres Teil als Bootsgeld (Bootspart) zufiel. Diese Organisationsform war vor allem in älterer Zeit auch gleichzeitig eine Art Versicherung, indem die Angehörigen verunglückter Fischer das Fanggerät anderen Fischern gegen Erstattung der Hälfte des Geräte-Anteils überließen.



Cranz/Samland. Offener Strandhafen im Sommer.
(Aus: Fischerei im Samland, Herford 1987, S. 68, Archiv: Tolksdorf)

Die ostpreußische Seefischerei war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine weitgehend nur landgestützte Fischerei mit einer Vielzahl traditioneller Formen bei Fanggerät und Fangmethoden, die — häufig schon von Ort zu Ort verschieden — dann noch z.T. bis weit in das 20. Jahrhundert zur Anwendung kamen. Vor allem fehlten in älterer Zeit an der weitgehend hafenlosen Küste auch die zum Befahren der hohen See geeigneten Fahrzeuge. So kannte man im allgemeinen an der ostpreußischen Küste nur zwei Grundtypen von offenen flachen Booten, die auch auf den Strand gezogen werden konnten: ein kleineres, mit Riemen fortzubewegendes Handboot und ein meist mit drei bis vier Fischern zu besetzendes Strandboot, das — auf Kiel (Kielplanke) und mit Seitenschwert gebaut — eine Länge von 5 bis 9 m hatte und mit Sprietsegel und Fock gesegelt (aber auch gerudert) werden konnte. Auf den Nehrungen wurden die Boote z.T. sowohl bei der Seefischerei als auch bei der Haffischerei benutzt. Diese beiden Grundarten der Seeboote, die aber an der Küste ein Vielzahl von Varianten aufwiesen, können an dieser Stelle natürlich nicht vollständig, sondern nur exemplarisch und kursorisch beschrieben werden. Auf der Frischen Nehrung z.B. kannte man als Handkahn den Klotzkahn (auch Plattboden genannt). Der platte Boden war aus vier bis sechs Eichenbrettern gefügt und hatte vorne und hinten einen leichten Sprung, d.h. die Enden wurden über Feuer hochgebogen. Die Seitenwände waren ein- oder zweigängig, d.h. sie bestanden aus einer oder zwei Planken, die überwiegend nach Art des Kraweelbaues bündig aufeinanderlagen. Dadurch unterschied sich der Klotzkahn der Frischen Nehrung auch von den Handkähnen der Kurischen Nehrung, die zudem z.T. eine wesentlich schlankere Form, einen höheren Sprung am Bug und meist einen geschwungenen Vordersteven hatten. Mit diesen Klotzkähnen wurde nur in unmittelbarer Küstennähe (und auf dem Haff) gefahren, sie hatten eine ungefähre Breite von 1,40 m und eine Länge von ca. 4,80 bis 5,60 m. Der Klotzkahn konnte sogar bei ganz leichtem Wind mit einem kleinen Sprietsegel gesegelt werden.

Als größeres, noch offenes, ungedecktes Seeboot dagegen kannten die Fischer der Frischen Nehrung die See- oder Strandlomme (auch Strandboot, Breitlingslomme, Lachsangelboot genannt), die sie von der Hafflomme unterschieden, weil sie mit 19 bis 21 Fuß Länge (ca. 6,30 m) etwas kürzer ausfiel als die letztere. Dieser Bootstyp hatte nur eine Bodenplanke und drei bis vier Seitenplanken, die dachziegelartig nach der Klinkerbauweise übereinandergelegt wurden. Das Boot hatte ein bis zu 2,20 m langes hölzernes Seitenschwert, um es kursfest zu machen. Es wurde durch ein Tau oder eine Trosse am Mast gehalten und auf Lee über Bord gehängt. Diese Boote wurden entweder mit der Körperkraft der Fischer oder mit einer auf dem Strand montierten Winde aufgeschleppt. Auch auf der Frischen Nehrung gab es schon von Dorf zu Dorf Unterschiede, so z.B. bei der Besegelung — während man in den Dörfern Vöglers, Neukrug und Narmeln neben dem großen rechteckigen Sprietsegel auch als Vorsegel ein solches Segel hatte, benutzte man in den übrigen Dörfern der Nehrung die dreieckige Fock.

Im ganzen der ostpreußischen Ostseeküste zeigt aber dieser Seeboot-Typ im Detail und in größeren Unterschieden abweichende Daten. So etwa beim »Pillauer Stichlingsboot« oder ganz im Nordosten beim »Nimmersatter Zeisenboot« oder »Strandgarnboot«, das früher

ein Rahsegel mit langer Halse aufwies, später auch mit Sprietsegel und Fock gesegelt wurde und vor 1880 bis zum westlichen Samland verbreitet war. Eingebürgert hatte sich auch fast an der gesamten Küste das »Pommersche Strandboot«, das in den 70er Jahren pommersche Fischer bei ihrer Verfolgung von Lachsschwärmen bis zur ostpreußischen Küste bekannt machten. Das war schon ein seetüchtigeres, auf Kiel gebautes Fahrzeug von 11 m Länge und 2,5 m Breite mit Seitenschwert, Spriet- und Focksegeleinrichtung.

Einen weiteren Einschnitt bei den Bootstypen brachte das Jahr 1888, als schwedische Fischer im Frühjahr nach Pillau kamen, um von hier aus mit Treibnetzen auf Lachse zu fischen. Man sah an deren Fang, daß die Fischerei weiter in der See ertragreicher war als die Strandfischerei. Schon Mitte der 80er Jahre hatte man in Memel mit Hilfe von Staatsdarlehen größere seetüchtige Kutter zum Zwecke der Lachsangelfischerei gebaut, die die Fangplätze in einer Entfernung von der Küste von 6—7 geographischen Meilen aufsuchen konnten. Durch das schwedische Beispiel angeregt (drei Pillauer Fischer hatten sofort diese Boote mit Netzausrüstung aufgekauft und versuchten sich damit in der ihnen sonst unbekannten Treibnetzfischerei auf Lachs und Hering), wurde der Kutterbau verstärkt. 1898 fischten im Fischereiaufsichtsbezirk Pillau schon 110 Kutter, neben den Segelkuttern nahmen dann im 20. Jahrhundert auch verstärkt die Motorkutter die Seefischerei auf, im Jahre 1907 waren in Pillau und Umgegend schon 14, in Memel 12 Motorkutter beheimatet, so daß es im Jahre 1928 in Ostpreußen (einschließlich Memelgebiet) schon 98 Motorkutter gab. Dazu hatte auch vor allem der neue Hafen von Neukuhren beigetragen.

Das Fischen mit den normalen, kiellosen Strandbooten war nicht nur gefährlich, sondern konnte die Existenz der Fischerfamilien nicht hinreichend absichern, weil nicht zu jeder Zeit und bei jedem Wetter gefischt werden konnte. Die Fischer waren so auf einen Nebenerwerb angewiesen. Ein Fischer aus Rauschen von der Samlandküste erzählt: *»Eck wär freeher Fescher bi ons en Ruusche on si ock dao jebore. On eck hadd ock e kleene Landwertschaft, weil du vonne Fescherie nich so rechtich leewe kunnst. Wiel meist veel Storm bi ons wär on de See denn so stark rollt. Dat wär joa e grootet Boot — so acht Meter — oaber de hadde keen Keel, denn opp em friee Strand kunnst met Keelboot nich oarbeide. Sonst kemmst joa doa nich vom Strand wech, de hadde bloß e Schwert anne Sied. On doa moßt wi erscht schwoar oarbeide, dat wi rutkäme. Wenn de See beetke scheef rennt* (die Brandung seitlich aufläuft), *denn schlooch et joa meistens voll Woater. Oder du keppst ock moal em. On dat wär manchmoal jefährlich, doa kunn man nich emmer rut fesche foahre. No joa, oaber bi on jing alles emmer so ganz kloar. Wi hadde e goode oole Stieermann.«*

Doch wenden wir uns nun nach diesem sehr kursorischen Überblick über den Strand und die Entwicklung der Boote im Ostseebereich mehr der Fangtechnik in der Küstenfischerei zu. Früher war es ganz allgemein üblich, daß die Fischer zu bestimmten Jahreszeiten und bei günstigen Wind- und Strömungsverhältnissen darauf warteten, daß sich der Fisch der Küste, dem Strand, näherte. Nur dort konnten sie ihm mit ihren Fanggeräten nachstellen. Sie benutzten dazu sogenannte Zug-, Strand-, oder Wadegarne und verschiedene Stellnetze. Das größte Zugnetz der Küstenfischerei war das »Große Strandgarn«, das allerdings nach dem

Ersten Weltkrieg kaum noch zur Anwendung kam. Das Netz hatte gewöhnlich eine Metritze (Fischsack) von ca. 8 m Länge, ca. 6 m Höhe und ca. 11 m Breite bei der Öffnung. Die Netzflügel an der Metritze waren zu beiden Seiten je 120—180 m breit. Die an den Flügelenden befestigten Zugleinen können je zwischen 120—210 m lang sein (meist zwischen 140—160 m). Die Maße sind hier im ganzen Umfang angegeben worden, da sie von Ort zu Ort sehr unterschiedlich waren.

An dieser Fischerei beteiligten sich ungefähr 10 Fischer mit ihrem Gerät, indem sie Netze und Leinen zusammenbanden. Während nun drei Fischer mit dem Ende einer Zugleine am Strand zurückbleiben, fahren andere mit dem Netz seewärts, so daß es dem Land in der Länge der Zugleinen ziemlich parallel ausläuft. Nun kehren sie mit der zweiten Zugleine zum Strand zurück. Mühsam rückwärts gehend wurde jetzt das Netz mit an den Zugleinen befestigten Ziehgurten (Sielen) gleichmäßig an Land gezogen.

Ein Fischer und Bootsbauer aus Pillkoppen erzählt: *»Bie ons wurd denn Lassnett* (Lachsnetz) *jefescht, e ganz schwerer Beruf. On doa wäre bi de Fescherie sess Mann, dree opp jede Sied — dat wäre twee Familje. De Lassnett wurde jefescht em Frehjoahr, wenn de Iesfescherie em Haff oppheert, wenn et Ies week wär. Denn jing wi anne Seestrand. Dat wurd bi stellem Wedder jefescht, wenn wi met de kleene Beed rutkonnt. Doa bleef denn een Mann an Land on heelt dat End fest. On wi reemen* (ruderten) *rut äwer dat Lassreff* (Lachsriff). *On denn wurd anjefange, dat Nett quer tom Strand met twee Mann ruttoschmiete. Dann wurd omjedrellt noam Land to. On denn am Strand fung wi an to tehne — denn tooch man rickwärts, dat wär ziemlich schwer em lose Sand. Denn manchmoal käm ock Schiet, Onkruut, doa ren en de Nett.«*

Erfolgreich war der Fang meist dann, wenn man wußte, daß Fischschwärme dicht an Land vorbeizogen. Mit Zug- und Wadegarnen wurden zu bestimmten Jahreszeiten Lachs und Hering (Strömling), Breitlinge sowie Stör und Dorsch gefangen, als Nebenfang auch Flundern, Steinbutt, Perpel, Zährte und andere. Besonders lohnend konnte im Frühjahr und Herbst die Lachsfischerei sein. Der Stör war in diesem Jahrhundert schon sehr selten, dagegen hatten die Pillkoppener Fischer noch im Jahre 1887 75 Stück mit dem Strandgarn erbeutet. Davon weiß unser Mann aus Pillkoppen (geb. 1908) nur noch aus Erzählungen: *»Miene Mutter vertellt, dat freher veel Stör jefange wurd. Bie ons oppe Lucht* (Bodenraum) *wäre noch so oole Nett, oole Störnett. De Fescher häwwe nur eenem moal aff on to am Strand jefunde, de wäre doot, nich mehr to jebruuke. De wäre de letzte Stör, wo eck jesehne hadd.«*

Neben dem großen Strandgarn gab es auch kleinere und in Maschenweite usw. ganz speziell auf eine Fischart (Strömlinge, Breitlinge) ausgelegte Strandnetze. Zu diesen gehört auch das Suttergarn (Tobieschengarn), das von drei oder vier Mann bedient wird. Die Tobieschen (Sandaale) werden besonders in den Monaten Juli bis September als Köder zum Angelbesteck gefangen, wenn sie massenhaft in die Nähe des Ufers kommen.

Eine andere Seefischerei ist das Fischen mit der Zeise. Nach einer Statistik von 1894 gab es entlang der ostpreußischen Küste ca. 300 Zeisen. Auch die Zeise ist ein kleines Zugnetz mit einem Netzsack von ca. 6—8 m Länge, kurzen Flügeln bis 10 m Länge und einer Strohwischleine (Scheuchleine) und Endleine. Wenigstens zwei Mann fahren mit einem Boot auf eine Wassertiefe von 20 bis 30 m. Hier wird die Endleine an einer Boje mit Steinanker befestigt, während das Netz von dem Boot dann im großen Bogen gegen den Wind ausgefahren wird und zur Ausgangsstelle zurückkehrt. Hier werden Leine und Netz eingezogen und der Fang geborgen. Die Zeisenfischerei darf das ganze Jahr betrieben werden und liefert vorzugsweise Flundern. Ein Fischer aus Pillau berichtet: *»Doa hadd wi noch keene Motorbeed frehjer. Alles met Beed jemoakt, met kleene Beed. Doa wär wi met veer Mann benne, on denn wurde de Zeise emmer ranjeholt on renjenoame met Liene. On denn hadd wi denn emmer Flinder on ock Pomochel benne, ock Streemling hadd wi benne.«* Anschließend wird dann ein anderer Fangplatz aufgesucht. Diese Fischerei war nicht unumstritten, weil sie den Pflanzenbewuchs schädigte, zumal die Zeisenfischerei in größeren Ausmaßen später auch mit Motorkuttern betrieben wurde.

Auch mit Stellnetzen wurde in der Ostsee gefischt. Zum Plattfischfang (Flunder, Steinbutt) benutzte man feingarnige Netze — an der Kurischen Nehrung auch dreiwandige Ledderingsnetze, die man auf 20—30 m Tiefe vorzugsweise auf Muschelgrund auslegte. Mehrere Netze von bis zu je 100 m Länge, 1,20 m Höhe und 6—8 cm Maschenweite werden dabei zusammengebunden. In neuerer Zeit vereinigten sich meist vier Fischer mit je acht Netzen (ca. 40 m lang), die diese Gezeuge zu einer Netzfleet verbanden. Die Netze werden mit Ankersteinen festgesetzt und mit Bojen markiert. Alle 24 Stunden wurden diese Stellnetze gelichtet. Vor allem von den Fischern von Cranz wurde diese Fischerei sehr umfangreich ausgeübt und weit in die See hinausgetragen. Dieser Flunderfang wurde dann aber immer mehr von der Zeisenfischerei verdrängt und dann auch von der Angelfischerei auf Flunder vielerorts abgelöst.

In Cranz, Sarkau, aber auch z.B. in Rossitten und anderen Orten brachte auch im Frühjahr und im Herbst der Steinbuttfang in der Kleinfischerei sehr gute Erträge. Dazu benutzte man die Flundernetze. Meist besaß jeder Fischer vier Schichten Netze, eine Schicht zu 12 Netzen mit je einer Länge von 24 Faden (40 m). Pro Tag wurde eine Schicht gehoben. Ein Fischer aus Rauschen berichtet: *»Wi hadde emmer 45 Steck Nett em Boot, on de denn en een Reeh jebunde. An een End käm denn e Stehder, anne Oostsied, dat wär so een Teeken, doa käm een Flagg ran — on an de Westsied kämme anne Stehder twee Flagge ran. On denn jede Morje send wi rütjefoahre, denn häbb wi de Reehg enjehoalt on denn glieks wedder fresche Nett ütjelecht.«*

Aber auch diese Fischerei war sehr arbeitsaufwendig, weil die Netze von Frauen und Kindern schnell vom Fang befreit und sorgfältig gesäubert werden mußten. Ein Kleinfischer von der Samlandküste berichtet: *»Ohne Frues wär en de Kleenfescherie nich veel to moake bi ons. De moßte helpe Boote trecke on sowat allet, de Nett kloarmoake helpe, de Fesch rutpuule — ohne de Frues wär nuscht to moake. De hadde ebenso schwoar wie wi.«* Freilich brachten Flundern und Steinbutte in Kurorten wie Cranz, Rauschen und Rossitten auch gute Einnahmen.

Die Stellnetzfischerei auf der Frischen Nehrung beschränkte sich im 20. Jahrhundert vornehmlich auf den Perpelfang im Frühjahr, den Flunderfang in den Sommermonaten und den Fang des kleinen Silberlachses im Spätherbst. Die Stellnetzfischerei auf Lachs mit Anbinde- und Ankernetzen sowie mit Störlanken auf Stör war meist schon eingestellt. Die Störlankenfischerei — vom März bis zum November — wurde in älterer Zeit hauptsächlich von dem Dorfe Neukrug betrieben, aber auch von Sarkau auf der Kurischen Nehrung. Die Lanken wurden von 6 bis 25 m Tiefe querab in die See gestellt und mußten möglichst jeden Tag nachgesehen werden.

Die mit Lommen auf See hinausgebrachten Flundernetze waren meist 27 bis 28 Klafter lang und 2,5 m tief. Sogenannte »Bunker« zeigten an, wo die auf Grund mit der Strömung gesetzten Netzreihen stehen. Eine aus 30 bis 42 Netzen bestehende Netzreihe hieß »Lanke«. Es wurde hier meist mit zwei Satz vollen Gezeuges gefischt, so daß bei einer Ausfahrt eine Lanke gesetzt und die andere gelichtet werden konnte. Ein Fischer aus Narmeln (geb. 1903) beschreibt den Flunderfang bis zur Verwertung in seiner eigentümlichen Nehrungsmundart:

»De aundern üt em Darp feschten enna See noo Flingern — 5—6 Lommen. Et jeef uck Tieden, wo aula enna See noo Flingern feschten. Et wurden emma twee Rehjen (Reihen) *jefescht. Eene Rehj 42 Naat. De Naat bleewen emma enna See, ob de rollt oder stell wär. Maunchmool jeef daut uck ordentlich Mest un Muscheln. De Lommen fohrn gaunz frehj rüt, nehmen eene Rehj opp un saaten warra* (setzen wieder) *foats de dreeje* (trockenen) *Naat üt. So Klock 7—9 wären se werra aum Lauingd* (Land).

Et käm joa emmer oppem Wind aun, auf a goot wär oder laweert (laviert) *wärn mott. Wann et dree uck mehr Zentner jeef, mott maunchmool jegangen wärn. De Wiewer wärn dann aul met de Drachten* (Tragen) *un Frehsteck aun a See. De Keerls eeten Frehsteck, zemorjens jeef et keen Eeten. De Wiewer möaken foats de Flingern üt de Naat. De Naat wurden jewoschen un dann opp de Gerest tom Dreejen, wielt et aules Boomwoll wär. Dann wurden de Flingern jespeelt* (gespült) *un en de Karw jepackt, un motte vonna See noom Tauff* (Haff) *äwerjedröagen warn. Sone Dracht wöech* (wog) *so 70 Pund, maunchmool uck noch mehr. Biem Kröech* (Krug, Gastwirtschaft) *wurd auffewöegen. Doa kämen Händler von Liep* (ON), *de reekerten de Fesch on fohrn doamet no Alwing* (ON Stadt Elbing).«

Neben Zug- und Stellnetzfischerei spielte an der Seeküste an einigen Orten auch die Angelfischerei eine nicht unbedeutende Rolle. Gefischt wurde so auf Lachs und Dorsch, in geringem Umfang auch auf Aal, Flunder und Steinbutt. Diese Fischerei war sehr kosten- und arbeitsintensiv und nahm bei der Beschaffung des Bestecks sowie bei dem Aufstecken der Köderfische auf die Angelhaken die ganze Fischerfamilie in Anspruch. Als Besteck dienten je nach Jahreszeit, Fischart und Region, der Hering, verschiedene Arten von Kleinfischen (vor allem der Gringel und (See-)Stint), bei Lachs aber auch Plötze, Strömlinge, Ukelei und Zährten, dann aber auch Krabben und am häufigsten der Sandaal (auch Sutter, Gru, Tobieschen oder Tobiasfisch genannt). Diese Besteckfische wurden meist mit kleinen Gezeugen (Suttergarn, Sutterwade, Tobieschengarn, Stintgarn bzw. auf der Frischen Nehrung auch mit Krabbenhamen) gefangen. Für die Aalangelfischerei waren auch Regenwürmer sehr beliebt.

Die Lachsangelfischerei ist etwa ab 1870 von pommerschen Fischern an unserer Ostseeküste bekannt gemacht worden. Da die Fanggründe für die Lachsangelfischerei bis zu 10—20 km vom Strand entfernt liegen und die Boote in früherer Zeit nur bedingt seetüchtig waren, gab es viele Verluste an Menschen und Gerät, da bei einem plötzlich aufkommenden Unwetter der Landeplatz nicht mehr rechtzeitig erreicht werden konnte. Fast in allen Orten, die diese Fischerei betrieben, waren Menschenleben zu beklagen. So fanden z.B. am 15. Januar 1881 allein 11 Fischer aus Pillkoppen den Tod. Zentrum der Lachsangelfischerei waren so in späteren Jahren auch vor allem Neukuhren und Memel mit ihren mehr oder weniger sicheren Häfen, während die Fischer der Nehrungsdörfer diese Fischerei fast völlig aufgegeben hatten.

Eine Lachsangel setzte sich zusammen aus einem Grundstein (Ankerstein) etwa von Kopfgröße, der mit einem Steintau (Ankertau) an der Wasseroberfläche mit einem Lachsklotz (Kobben) verbunden war. Hieran schließt sich eine Lachsleine mit Korkschwimmern von etwa 25—30 m (15 Faden), an dessen Ende wiederum ein etwa 20 cm langer Holzschwimmer (Angelklotz, auch »Lehrer« genannt) befestigt war. Von diesem hing dann die mit einem Bleigewicht beschwerte 4—5 m lange Vorschnur, an deren Ende dann schließlich der etwa 10 cm lange Angelhaken mit Köder befestigt war. Am freien Ende der Angelvorrichtung wurde eine weit sichtbare Boje gesetzt.

Jedes Fahrzeug setzte etwa 300 Stück solcher Angeln in einer oft kilometerlangen Reihe, wobei die einzelnen Angeln in solcher Entfernung voneinander gelegt werden mußten, daß sie sich nicht ineinander verwickeln konnten. Die Lachsangelfischerei dauert etwa von Oktober bis Februar. Dieses Angelgerät bleibt die ganze Saison über liegen; das Aufnehmen des Fanges, das Überprüfen und Bestecken geschieht meist zwei- bis dreimal wöchentlich. Vor allem der Seehund richtet bei den gefangenen Lachsen häufig großen Schaden an, indem er ganze Angelreihen von Fischen bis auf den Kopf abfrißt. Die Angelfischerei betrieben nicht alle Lachsfischer, weil die Unkosten dabei hoch sind, der Fang meist unsicher und die Arbeit im Winter beschwerlich und gefährlich ist. Dagegen war dann die Treibnetzfischerei auf Lachs selbstverständlich, die im Frühjahr die Lachsangelfischerei ablöst.

Die um 1890 von schwedischen Lachskutter-Fischern übernommenen Treibnetze werden zum vorherrschenden Gerät bei der Lachsfischerei im Frühjahr. Die Lachsnetze sind 30 m lang (300 Maschen) und 7,50 m (40 Maschen) tief; am Obersimm ist mit 60 cm langen Schnüren (Hanken) ein starkes Tau befestigt, welches die Auftriebshölzer (Korken, Flotten) trägt. Die Netzwand steht also ca. 60 cm unter der Wasseroberfläche, wobei die Unterkante ohne Simm und unbeschwert ist. Jedes Fahrzeug legt etwa 80—120 zusammengebundene Netze quer zur Strömung aus, woraus sich insgesamt eine Länge von etwa 3 km ergibt. Die Netze werden in der Abenddämmerung ausgelegt und treiben dann etwa bis Mitternacht, wobei das Boot entweder an einem Ende festgebunden mittreibt oder — bei widrigem Wetter — vor der Netzreihe kreuzt. Die Fischgründe liegen zu Beginn dieser Fischerei höher in See, im April sind sie dann nur noch wenige Kilometer vom Strand entfernt, um später wieder höher in See zu liegen. Diese Fischereisaison ist in der Regel Ende Mai, spätestens Anfang Juni, abgeschlossen.

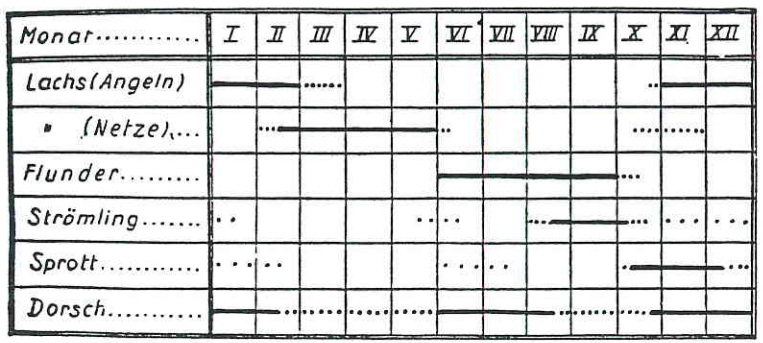
Auch die Strömlingsnetze wurden z.T. als Treibnetze vor der Samlandküste eingesetzt. Die Regel war aber, daß diese Netze (50—70 m lang, 6 m tief) einzeln auf einer der Küste vorgelagerten Steinbank verankert wurden, wobei das freie Ende noch zwei große Schwimmer erhält. Auch der Sprottenfang, der sich im Herbst dem Strömlingsfang (August bis Oktober) anschließt, geschieht mit ähnlichen Treibnetzen.

Zur Angelfischerei an der Seeküste ist vor allem noch die Dorschangelfischerei von Bedeutung, deren Mittelpunkt Neukuhren bildet, die aber auch von Memel, Pillau und einigen Dörfern der Kurischen Nehrung aus (z.B. von Rossitten) betrieben wurde. Hauptfangzeit war Oktober bis April, in Neukuhren aber auch ohne jahreszeitliche Beschränkung. Die Fangtiefen liegen zwischen 5 und 20 m, der hauptsächliche Fischgrund (bei beständigem Wetter) war in späterer Zeit die etwa 40—60 km von Neukuhren gelegene »Rossittener (Niddener) Bank«.

Die Angelhaken werden an einer Langleine (Dorschgien) zu je 120 Stück im Abstand von 1 m an 30 cm langen Vorschnüren befestigt. Das Bestecken der Angeln verrichten Frauen (und Kinder), und die mit Ködern versehenen Angeln werden auf kleinen mit Kanten versehenen 30—40 cm breiten Brettern, den sogenannten »Mollen« (Mullen, Mulden, Skillst) reihenweise auf Sandschichten gelegt, die Angelschnüre am Ende des Brettes aufgeschichtet. Eine Molle umfaßt meist 600 bis 900 Haken, ein Boot nimmt ca. 12 Mollen mit, so daß die Gesamtzahl sich etwa auf 10000 beläuft — die Langschnur also insgesamt eine Länge von 10 km hat. In älterer Zeit wurden die Angeln gewöhnlich nach ein bis zwei Tagen, in jüngerer Zeit und bei entfernten Fanggründen alle drei Stunden aufgenommen, indem man sofort nach dem Auslegen am Ausgangspunkt wieder mit dem Aufnehmen begann. Die Fänge von Dorsch waren jahresmäßig und jahreszeitlich stark wechselnd.

Um eine ungefähre Vorstellung von der Zahl der Geräte in der See zu geben, seien die Gesamtzahlen von Neukuhren (nach Lundbeck) aus dem Jahre 1928 genannt: 400 Strömlingsnetze, 500 Sprottnetze, 1200 Flundernetze, 2000 Lachstreibnetze, 4500 Lachsangeln, 400000 Dorschangeln, 3 Zeisen und 5 Sutterwaden.

Die Fangzeiten der verschiedenen Fischarten verteilen sich auf das ganze Jahr wie folgt:



Die Haffischerei

In einer Denkschrift des Oberfischmeisters für die Binnengewässer der Provinz Ostpreußen vom Jahre 1923 wird festgestellt: *»Im ganzen ist die Haffischerei von kaum überschaubarer Mannigfaltigkeit.«* Dieser Feststellung von berufener Seite ist voll zuzustimmen. Die Fanggeräte und Fangmethoden unterscheiden sich häufig schon von Ort zu Ort, neben jahrhundertealten Altformen der Fischerei hatten sich aber auch zögernd Neuerungen und Erleichterungen durchgesetzt. Motorboote (außer für Fischhändler) blieben allerdings noch bis 1945 verboten. Der Fischmeister von Labagienen (Haffwinkel), Albert Fröse, bezeichnete schon die Erfindung der Spinn- und Netzstrickmaschinen gegen Ende des 19. Jahrhunderts als *»die größte Umwälzung in der Fischerei«*. Obwohl die Haffe Wildgewässer mit großem Fischreichtum sind und keine Brut ausgesetzt wurde, bestand zwar bei schonender Fischerei nicht die Gefahr, eine Fischart auszurotten, aber doch gingen die Bestände merklich zurück.

Dies trifft auch gerade auf das größere, das Kurische Haff, zu, das um die Jahrhundertwende mit einer durchschnittlichen Gesamtzahl von rund 1700 Fischern (sowohl zinsfrei realberechtigte, zinszahlende realberechtigte als auch fiskalische Pachtfischer) überbesetzt war. Hinzu kam, daß auch die Segelboote durch kleine, aber sehr wirksame Änderungen an Seetüchtigkeit und Standfestigkeit beträchtlich zunahmen, so daß z.B. die Keitelkähne bei der Keitelfischerei noch bei Windstärke 9, die Kurrenkähne bei der Kurrenfischerei bei Stärke 8 noch rentabel fischen konnten und selbst bei Orkanstärke noch eine Rückkehr durchaus möglich war.

Bleiben wir gleich bei den Booten des Kurischen Haffs, die für sich schon eine große Vielfältigkeit zeigen. Gemäß dem Fischerei-Realrecht war die Fischerei eingeteilt in Groß- und

Kleinfischerei, und so läßt sich wohl auch eine Klassifizierung der Kähne am besten nach solchen Prinzipien vornehmen. Danach gab es sowohl bei den Segelkähnen der Großfischerei wie bei den Fahrzeugen der Kleinfischerei je drei durch mehr oder weniger markante Merkmale und Daten unterscheidbare Klassen. Bis auf einen Typ der Kleinfischerei hatten alle Plattböden, weil sich diese Bauart wegen der geringen Tiefe des Haffs mit seinen flachen Ufern bestens bewährt hatte.

Die Boote wurden meistens in dem Dorf gebaut, in dem der Auftraggeber lebte. Die Kahnbaumeister, die meist aus alten bekannten Bootsbauerfamilien stammten, kamen dann mit ihren Gesellen angereist und gingen bei dem Auftraggeber oder sonstwo im Dorf in Logis. Die bekanntesten Kahnbauer um das Kurische Haff waren wohl W. Ludwig in Schaaksvitte für das südliche und Johann Giszas in Drawöhnen für das nördliche Haff. Außerdem gab es Kahnbauer z.B. in Pillkoppen, Sarkau, Labiau, Gilge, Juwendt (Möwenort) und Memel.

Ein Fischer aus Labagienen (Haffwinkel) berichtet von Vorbereitung und Organisation: *»Dat Holt käm ut onsere Wälder. Dat wurd denn all, wenn man buue wull, denn wurd all e poar Joahr värher Holt besorcht. Dat mußde wenigstens twee Joahr dreej* (trocken) *ligge bet et jebruukt wurd. On de Spante, dat wäre emmer selwstjewachsene Knee* (Kniee), *Äst vonne Eekebeem — de wäre nich tosammenjelascht, sondern naturbelasse. On de Beed* (Böte) *wurde meistens opp em Hoff von em Eegentümer jebuut. Et wäre emmer meistens*

Bootswerft in Nidden. Bau eines Fischerbootes. (Archiv: Tolksdorf)

sess Mann — so wär de Clique stark. Doa wär noch een Lehrling doatwesche, oaber de Meister, de oarbeit jenau so met wie de jingst Jesell. Oaber de ganz Mannschaft käm doa, wo jebuut wurd. On verpflegt wurde de ganze Oarbeider vom Eegentümer, wat buue wull. On meistens jinge se denn enne Heehj (Heu) *enne Schoppe schloape. Doa schleep seck emmer em beste, säd se emmer.«*

Fritz Stassel hat den Bootsbau eines Kurrenkahns in einem Beitrag für das Ostpreußenblatt (Jg. 16, 1965, Folge 23, S. 13) sehr anschaulich und sachverständig beschrieben: *»Zuerst wurde der Boden gelegt, der aus etwa 15 cm starken Fichtenbohlen bestand. Er mußte deshalb besonders stark sein, damit er bei einer etwaigen Grundberührung nicht eingedrückt wurde. Im allgemeinen war er ganz eben, wurde aber in neuerer Zeit vorne und hinten etwas angehoben, um eine größere Wendigkeit des Kahnes zu erzielen. Als Unterlage dienten glatte Baumstämme, die später beim Stapellauf als Rollen benutzt wurden.*

War der Boden fertig, wurden auf ihn die beiden Steven (Vorder- und Achtersteven) gesetzt. Beide bestanden aus massivem Eichenholz und waren etwas krumm gehalten. Standen die Steven, gab es meistens ein kleines Richtfest mit Schnaps und Bier. Auf beide Seiten des Bodens wurden dann die Kniee (Spanten) gesetzt. Je nach Länge des Kahns wurden vier bis fünf Kniee auf jede Seite gesetzt. Die Kunst des Kahnbauers bestand darin, daß er so setzte, damit sie der Beplankung die richtige Form gaben.

Die Planken (Seitenwände), etwa 5 cm stark, wurden über einem Feuer gebogen. Ihre richtige Krümmung stellte der Kahnbauer mit einer Schablone (Mall) fest. Hatten die Planken die richtige Form erreicht, wurden sie an den Steven und Knien befestigt. Dabei wurden sie aufeinandergesetzt, kraweel. Um ein späteres Eindringen von Wasser zu verhüten, mußten die Nähte mit einer besonderen Watte und Teer sorgfältig abgedichtet werden. Die Dollborde (Scheuerleisten), die dem Kahn erst die richtige Stabilität gaben, bestanden aus besonders starkem Eichenholz.

War der Rumpf fertig, erfolgte der Einbau der Kajüten, der Mastbank und des Skauers. Auch die Eisenbeschläge wurden angebracht. Als Fußboden kamen auf die Knien (Spanten) Bretter aus Tannenholz, so daß ein Hohlraum entstand, in welchem sich das Spritzwasser sammelte und auch die gefangenen Fische gelagert wurden. Der fertige Kahn wurde mit einem mehrmaligen Teeranstrich versehen. Inzwischen war das Zubehör des Kahnes, Masten, Ruder (Rodel), Ruderpinne (Helmholt), Seitenschwert und Gaffel, fertiggestellt worden [...]. Schwamm der Kahn, wurde der schwere Großmast aufgerichtet und in der Mastbank verkeilt. Der Mast, der fast gleichmäßig stark war, hatte am oberen Ende einen Eisenring mit Ösen, in die die Stütztaue eingehängt wurden. Die Wanten (Seitenstütztaue), die zuerst aus Hanftauwerk und später auch aus Drahttauwerk bestanden, wurden mit »Puddings« steifgesetzt. Das Stag, das vordere Stütztau, bestand aus Drahttauwerk.«

Bei diesen Segelkähnen für die Großfischerei unterschied man drei Klassen: 1. Keitelkähne, 2. Kurrenkähne, 3. Braddenkähne. Sie waren für zwei Mann Besatzung gebaut. Der größte Typ war der sogenannte Keitelkahn — mit einer Bodenlänge von 35—38 Fuß und einer Ge-

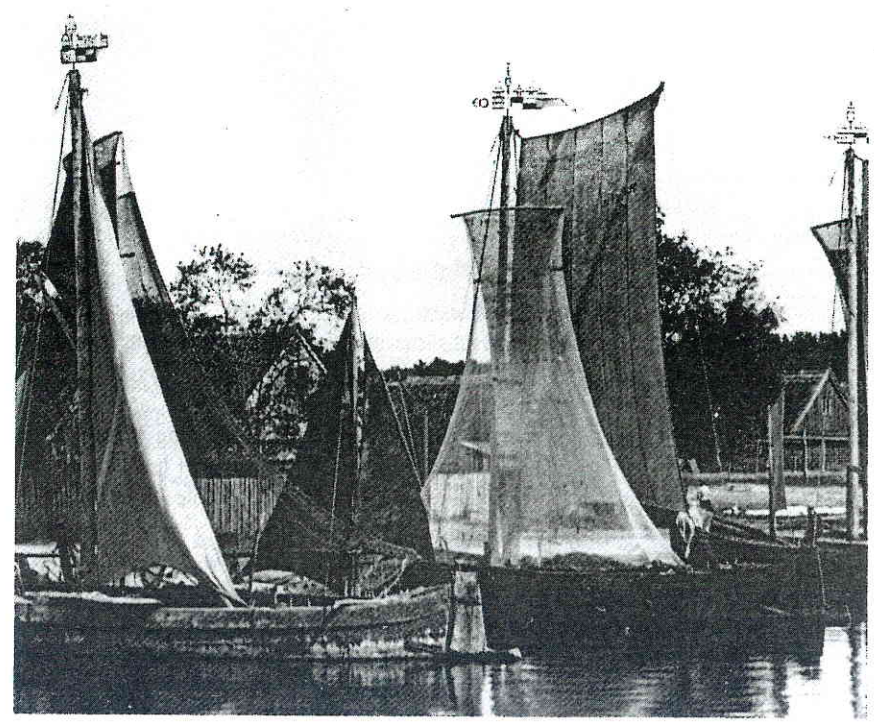
samtlänge von etwa 40—43 Fuß. Das Verhältnis der Maße von Breite zu Länge lag etwa bei 1 zu 4. Senkrecht unter der Mastbank war die »Spur« befestigt, um dem etwa 10—12 Meter langen und starken Mast den nötigen Halt zu geben. An dessen Spitze war der »Kurenwimpel« befestigt.

Der Kurrenkahn war etwas kleiner (etwa 33 Fuß Bodenlänge), sonst aber entsprach er ganz den Keitelkähnen. Die Kurrenkähne standen beim Schleppen des Netzes in einem anderen Winkel zum Winde und waren so einer sehr starken Belastung ausgesetzt, sie mußten so auch die gleiche Stärke des Bauholzes haben wie die Keitelkähne. Die war nicht so notwendig bei den Braddenkähnen, die daher schwächeres Bauholz aufwiesen und mit 30—32 Fuß Bodenlänge auch etwas kleiner ausfielen. Der normale Tiefgang aller drei Typen lag bei ca. 40 Zentimeter.

Die Besegelung aller drei Klassen bestand aus: 1. einem Gaffelsegel als Großsegel (ca. 40 qm) — das Großsegel der samländischen Seite und der Memelniederung hatte eine krumme Gaffel, das der Nehrunger eine Spriet, 2. einem kleinen Vordersegel (Sprietsegel), 3. der Fock, 4. einem Rahsegel, dem »Brommsegel« und 5. dem »Hitzer« oder »Hund« als Verstärkung beim Netzeschleppen. Ein Segel hielt bei guter Pflege (es durfte nicht zu lange naß liegenbleiben und mußte häufiger imprägniert werden mit schwedischem Teer, Kupfervitriol, Blaustein und Kattechu) 6—8 Jahre; die Haltbarkeit der Boote wird verschieden veranschlagt — man rechnete aber mit 30—40 Jahren.

Die Kähne der Kleinfischerei waren: 1. der Netz- oder Garnkahn, 2. der Angel- oder Jagekahn und 3. das Kielboot der Nordostküste. Die ersten beiden Typen hatten Plattböden. Der Netz- und Garnkahn diente der Netz- und Zuggarnfischerei und hatte ca. 20—22 Fuß Bodenlänge, er war mit Segel und Ruder ausgerüstet. Der Angel- und Jagekahn war auf der Südseite des Kurischen Haffes beheimatet, konnte auch zum Fischtransport benutzt werden, war ebenfalls mit Segel und Ruder ausgerüstet, war aber mit 18—20 Fuß Bodenlänge etwas kleiner. Sie dienten dem Fang mit Aal- und Barschangeln sowie zur Jagefischerei und der Drehnetzfischerei. Das kleine Kielboot im Nordosten hatte ungefähr die gleichen Maße wie der Angelkahn, war aber auf Kiel gebaut, weil es bevorzugt in den Strömen mit tieferem Wasser zur Aalschnurfischerei eingesetzt wurde.

Die Boote der Großfischerei auf dem Kurischen Haff sind nach den dortigen charakteristischen und seit alter Zeit gebräuchlichen Netzen benannt. Der Keitel (Keutel) oder das Keitelgarn (nd. Kiedel, Kiedelgoarn) ist ein etwa 10 bis 12 Meter langes trichterförmiges Netz ohne Flügel. Der Keitel ist also eigentlich nur ein Netzsack. Beim Schleppen diente diesem Grundschleppnetz zum Beschweren eine sechs bis neun Meter lange Holzstange (Balken) — der sogenannte Treibbaum oder Keitelbaum —, der seitlich durch zwei senkrechte Spreizstäbe, die Stölzen, die Öffnung des Netzes bildete. An den Stölzen ist durch zwei sich nach ein bis zwei Meter Länge vereinigende Leinen (Hahnenpot) die Zugleine befestigt. Der Keitel zeigt einen recht komplizierten Aufbau, so daß diese Netze selten von den Fischern selbst als vielmehr von einem speziellen Keitelmeister (Netzmacher) verfertigt wurden.



Kurische Nehrung. Keitelkähne. (Archiv: Tolksdorf)

Vorne an der ca. 12 Meter großen Öffnung liegt der Vorkeitel, das Vorderteil des Keitelgarns oder auch »Herd« genannt, dann folgt der sogenannte Mittelrock oder Mittrock und schließlich das Achter- oder Aftergarn oder der »Stert«. Die Maschenweiten verringern sich nach hinten von 37 auf 20 Millimeter, beim Stintkeitel verengen sie sich sogar auf sieben Millimeter. Zum Betrieb dieses Schleppnetzes gehörte ein Keitelkahn mit zwei Mann Besatzung. Das Gerät diente vor allem dem Aal- und Stintfang, aber auch andere gute Speisefische des Haffes wurden damit gefangen.

Das Kurrennetz (oder auch Kornnetz genannt) war ein dreiwandiges Netz von 240 bis 300 Meter Länge. Die Tiefe des Netzes unterlag keiner Beschränkung, doch war wohl das Kurrennetz mit einer Tiefe von vier Metern das häufigste. Im Gegensatz zum Keitelnetz mußte das Kurrennetz mit zwei gleichstarken Segelkähnen mit der Windrichtung geschleppt werden, wobei sie voneinander abgekehrt, quer zum Wind liegend, das Netz auseinanderhielten. Das Fischereirecht bewilligte nur je ein halbes Kurrennetz, so daß sich immer zwei Partner zusammentun mußten.

Die Mindestmaschenweite war auf 35 bis 42 Millimeter von Knoten zu Knoten festgesetzt. Während der Sommermonate wandte man vor allem diese Weiten unter der Bezeichnung Zandernetz an. In einigen Jahren wurden aber auch schon 30 Millimeter für den Zander freigegeben. Ein Fischer aus Labagienen berichtet: *»Jesetzlich mußte de Zand 35 Zentimeter — dat wär togliek ne Maschenweite von 35 Millimeter — lang sen, dat man em fange kunn. Oaber doadorch, dat de Jung-Zander, de jing enne See wech, de jing noa de Oostsee räwer. On om dem nich de Oostsee to jeewe, wurd ons 30 Zentimeter jejeewe, dat wi kunnt dem Jung-Zander fesche. An on fär seck es de Zander-Moaß 35 Zentimeter lang.«* Die Weiten von 46 bis 60 Millimeter hießen übrigens Brassengarn, daß ab Mitte Oktober eingesetzt wurde.

Als drittes größeres Netz des Kurischen Haffs ist schließlich noch das Braddengarn zu nennen. Dies war ein einwandiges Zugnetz mit einem Sack und je einem Flügel von 180 Meter Länge. Die Maschenweite durfte 25 Millimeter nicht unterschreiten. Auch hierzu gehörten zwei Braddenkähne. Günstig war es hier, daß der Wind gegen den Strand (oder z.B. die Esche-Bank) wehte. Beim Einziehen des Netzes mußte man flaches Wasser haben, damit der Fisch nicht seitlich ausweichen konnte und sich im Sack sammeln mußte. Ein Fischer von der Festlandseite des Kurischen Haffs erzählt: *»Dat wär ne schwierige Fescherie, weil et so nähch am Ufer jing. On wär ook recht schwer. De rechtje Braddefescher, de hadde veel klennere Foahrtiech wie wi. Oaber bi disse Fescherie jeef et doabi Zander, Bärsch, Quappe on ock Oal. Wi häbbe bet 20, 30 Oal — so e Pund Oal opp em Zuch häbb wi jehadd met em Bradd em Soamer.«*

In der Nachtfischerei waren mehrere Zugnetze im Gebrauch. Das Klippnetz (die Klippe) war z.B. ein Flügelnetz von 75 Meter Länge, daß in ca. 100 Metern Entfernung vom Ufer in zwei flachen Ruderbooten ausgefahren wurde. An beiden Enden waren Zugleinen befestigt, an denen dann je zwei Mann das Netz an Land ziehen konnten. Gefischt wurden mit der Klippe zu jeder Jahreszeit (außer natürlich den Schonzeiten) hauptsächlich Zander, Barsche und Plötze.

Weitere Zuggarne waren nur zur Hälfte an die Fischer freigegeben. So gab es das große Zuggarn mit je einer Flügellänge von 180 Metern, bei dem an jedem Flügel zwei Boote mit der Winde ziehen durften, während am 120 Meter langen Flügel des kleinen Zuggarnes nur ein Fahrzeug ziehen durfte. Insgesamt schlossen sich meist zwei bis vier Partner zu dieser Zuggarn-Fischerei zusammen. Die geeigneten Landstellen waren allerding relativ beschränkt, so daß nur wenige Fangplätze zur Verfügung standen. Auch mußte stets die geeignete Wetterlage abgewartet werden: entweder Windstille oder ablandiger Wind, auf keinen Fall aber durfte hoher Wellengang sein.

Es gab auch sonst noch auf dem Kurischen Haff eine ganze Reihe eigentümlicher Zuggarne, die aber häufig nur lokal von Bedeutung waren. Zu erwähnen ist da z.B. das sogenannte bewegliche Plötzennetz, ein Zugnetz mit ungleich langen Flügeln. Der Sack ist sechs Meter

lang, neben einem sehr kurzen Flügel, der an einem Pfahl verankert wird, wird dann der zweite Flügel mit einer Länge von ca. 120 Metern und einer Höhe von 2 Metern in einem weiten Bogen ausgefahren. Die so umfahrenen Fische werden in den Sack gedrückt und können dort dann ausgekeschert werden. Von einer gewissen Bedeutung war noch das engmaschige Stintnetz, das kleine Gründelnetz, die für den Ukeleifang vorgesehene Neschentinnis und als Abart des Zugnetzes der Windotinnis, mit dem in stillen Gewässern und im Haff gefischt wurde. Dieses Netz wurde von zwei Kähnen aus mit einer Winde herangewunden, deshalb der Name »Windotinnis«. Zu erwähnen — wenigstens dem Namen nach — sind natürlich noch die Besteck- oder Stühlingsgarne und das Drehnetz, in der Fischersprache auch Zucktinnus genannt. Das Ziehen einiger Geräte aus dieser Kategorie mittels einer Winde oder mit der Hand war gestattet, das Ziehen mit Segelkraft aber strengstens verboten.

Aus der Kleinfischerei ist an dieser Stelle das dreiwandige Stellnetz, »Gaddernetz« genannt, hervorzuheben. Vom Frühjahr bis zum Herbst wurde das etwa ein Meter tiefe Stellnetz mit 25 bis 28 Millimeter Maschenweite fast ausschließlich gebraucht. Es war das Spezialnetz zum Fang von Barschen und Plötzen und konnte als Grundnetz in jeder beliebigen Wassertiefe mit gleich gutem Erfolg eingesetzt werden. Ein Fischer erzählt: *»Een Partie von Feschersch, de häbbe ganz on goar nur met disse Nette jefescht, met disse Stellnette dat ganze Joahr dorch. On häbbe seck goot ernährt! De feschte denn Stellnette met de Goarnkähn. Wi säde joa Gaddere to de dreewandje Nette, hier segge se »Speegelmasche«. Buute wäre de groote Masche on benne dat fien Nett, wo seck de Fesch verfung. De wurde utjesett denn so 40 bet 50 Steck, metunder bet 100 Nette je 30 Meter lang — meistens utjesett to Nacht!«*

Unter den einwandigen Stellnetzen sind das Plötzennetz, das Kaulbarschnetz und das Ziegennetz zu erwähnen. Letzteres wird vor allem in der Strömung vor der Memelmündung in langen Reihen — »Trupps« genannt — von 5—6 Stück ausgesetzt, häufig auch in mehreren Trupps parallel hintereinander.

Sehr lukrativ im Kurischen Haff war auch die Angelfischerei auf Aale, vor allem als man um die Jahrhundertwende herausfand, Stinte statt Würmer als Köder zu benutzen. Diese ersten Versuche waren von Rinderort ausgegangen — mit überraschendem Erfolg: Zwei bis drei Zentner Aale pro Kopf und Wurf waren das Ergebnis. Zirka 3000 Haken wurden täglich von zwei Mann in einem Fahrzeug bearbeitet. Später waren vor allem Gilge, Nemonien und Tawe in der Aalschnurfischerei führend.

Ein Fischer aus Labagienen berichtet von der Aalfischerei: *»Doa hadd wi denn de groot Kohn, met dem Stintkeitel durw wi denn ook enne Verbotstied tom Besteck Stint fesche. On denn häbb wi jeder Dach freeh, wenn de Dach em Soamer anfung so onjefähr halwe dree, denn jing de Angelfescherie all los. Denn wurd de Angel utjelecht — 2000 Angel. Dat duert onjefähr twee on e half Stund — denn wäre de 2000 Angel besteckt on äwer Bord jesett. Flott uter Hand jing dat emmer wech. On denn toriggjesegelt, denn wurd Frehsteck fix jemoakt on denn gliek wedder rut on de Angel hochjeholt.«*

Besonders im nördlichen Kurischen Haff ist auch die Reusenfischerei hoch entwickelt und sehr ertragreich gewesen. Die Stellsäcke heißen hier Wenter; sie werden mit Flügeln, d.h. Leitwänden (Leidings oder Wehren), zu Lanken und Panten zusammengestellt. Außer Säcken mit seitlichen Flügelwänden finden vielfach auch einflügelige Säcke Verwendung. Der gewöhnliche Haffsack hat eine Länge von acht Metern und Flügel von je 8—10 Meter, die so aufgestellt werden müssen, daß die an den Enden stehenden Pricken (Pfähle) nicht weiter als 12 Meter voneinander abstehen. In diesen Reusen werden vorzugsweise Barsche und Weißfische gefangen.

Allein die Reusen bzw. Wenter des Kurischen Haffes, die differenziert ausgeklügelten Zusammensetzungen zu Panten, Pantellen und Lanken und Warten, weisen eine solche Vielfalt auf, daß ihre Beschreibung selbst ein kleines Büchlein füllen würde. Insgesamt sind mir allein 48 solcher Wenter und deren Kombinationen bekannt: Es gibt Aal-, Stint- und Quappenreusen, Neunaugen- und Weißfischwenter, Flügelwenter und Zungenwenter, aber auch Versenkwenter (für den Aal- und Welsfang), einflügelige Säcke (z.B. der Wienspargus) und flügellose Wenter wie z.B. die Ukelei-Staginne, trommelartige Bollreusen oder eiförmige und korbartige Bukkis, häufig zu Bukkinellen hintereinandergestellt, Zanderreusen und Hecht- und Schnepelpanten. Allein von den Aufstellungen der Aalpanten (vom kleinen Aalpant bis zum Aalpant vor sieben Pricken) gibt es mehr als ein Dutzend Variationen; dasselbe ist von den zahlreichen ausgeklügelten Aufstellungen bei den Warten in den Flußmündungen zu sagen.

Aalreusen auf der Kurischen Nehrung.

(Aus: Franz Krause, Grenzland Ostpreußen, Pillkallen o.J., S. 91, Archiv: Tolksdorf)

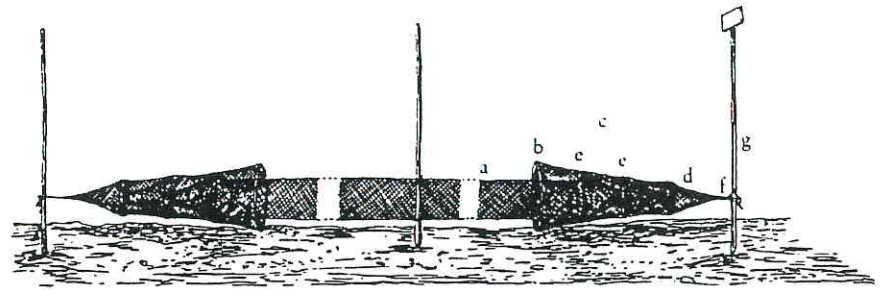


Abb. Pantelle (Aal- oder Schleipantelle)
a) Flügel, Flucht, b) Prischik, c) Widmant, d) Staginn, e) Einkehle, f) Schlauf, g) Pricke mit Namenstafel

Die Wenter standen sowohl einzeln als auch in Panten oder waren in Langreihen durch Barballen aneinandergebunden. Barballen sind aus Birken- und Weidenruten geflochtene Seile und Taue, wie sie vor allem die Holzflößer zum Zusammenbinden ihrer Traften benutzten. Dieser kursorische Hinweis auf die Sackfischerei im Kurischen Haff muß uns hier genügen. Die großen Fischereifahrzeuge auf dem Frischen Haff heißen Angelkahn oder Keitelkahn, sind etwa 13 bis 14 Meter lang, vier bis fünf Meter breit, aus starken Eichenplanken hergestellt, haben etwa ein Meter Tiefgang, einen spitzen Vorder- und Achtersteven und einen ca. 15 Meter hohen Mast. Oben an der Mastspitze hatten sie einfache Tuchwimpel in bestimmten Farben: Rot galt für Alt- und für Neu-Passarge, im Osthaff von Pillau bis Wolitta waren die Farben blau-rot, von Kahlholz über Frauenburg, Tolkemit nach Terranova weiß-rot, weiter westlich und auf der Nehrung schwarz-weiß. Den Namen Angelkahn haben sie daher erhalten, weil von ihnen aus ursprünglich Lachse geangelt worden waren, was allerdings schon seit spätestens der Jahrhundertwende nicht mehr üblich war. Die Boote waren in Klinkerbau hergestellt, die bekanntesten Bootsbauer dieses Typs saßen in Tolkemit und in Alt-Passarge.

Die Angelkähne führten ein großes Rahsegel, was dem ganzen Boot ein urtümliches Aussehen verlieh. Im Mittelalter war ja das Rahsegel die einzige Segelform gewesen, während im 20. Jahrhundert es kaum noch anzutreffen war. Aber lassen wir darüber einen Fischer aus Alt-Passarge berichten: *»De Angelkoahns, de hadden Roahsegel. Dat Segel wär emmerhen twelw on e half Meter lang on etwas äwer acht Meter breet. Dat wär ne ganz scheene Fläche, wenn doa so leiser Hauch renpuust, de kunn all so leicht keener mehr triehole. On doa muß man ook Fachkenntnisse häbbe biem Toschniede, jenauso wie e Schnieder met e Bex* (Hose) *— wenn e Schnieder e Bex toschneed. Dat mußt jenau stemme. Doa wären uinge de langen Schinkes anne Sieden, dat muß enner Medd wat holl* (hohl) *sen, dat man biem Segeln ook derchkicke kunn. Man durf joa nich direkt wie vär e Muuer stoahn,*

man muß joa ook värsehne kenne, wat doa vär opp em Haff passeert, dat man nich en anderen undere Feet kreech. On dat Liek, dat wär een ziemlich dicket Tau, mußt extra vom Reepschläger als Liek jeschloage ware, weil dat nich so krall jeschloage wär wie jewehnlichet Tauwerk. Dat hadd oojefähr eene Stärke von 25 Millimeter on hadd joa ook allerhand Druck uttohole.

On dat Roahsegel, dat wurd joa von benne jerefft. Wenn emoal mehr Wind wär, denn kunn man joa ook nich emmer dat ganze volle Segel verdräge. Denn wäre von boawe an jeder Sied am Liek Reffoogen, on denn wurd e Reff jemoakt, wenn dat jeniegt. On wenn mehr käm, wurd e tweede jenomme — em ganze wäre veer Reew benn. Dat veerde käm allerdings ganz selte en Frooch. Jedenfalls wär an Fescherie denn nich mehr to denke met veer Reew. Dat wär heechstens denn emoal, wenn e ganze groote Utnohm wär, wenn man met veer Reew irgendwo noch e Hoawing (Hafen) *kreech, dat man Schutz kreech.«*

Das Hauptfanggerät auf diesen Booten war das Keitelgarn, ein etwa 10 bis 12 Meter langes Sacknetz, das über den Boden des Haffes geschleppt wurde. Der Fischer ließ seinen Kahn bei »halbem Wind« mit dem Keitel treiben, »vor dem Wind«, d.h. bei »vollem Wind« zu schleppen war verboten. So kreuzte man Tag und Nacht über die tieferen Stellen des Haffs. Sonntagabend fuhr man hinaus, Sonnabendmorgen kam man wieder zurück. Nur die Alt-Passarger durften im ganzen Haff mit dem Keitelgarn fischen: *»De Oolt Passarjer Fescherie, de hadde joa de Vordeel, doa stuingd em Fescherschien benn: im ganzen Frischen Haff! Also durw eck fesche äwerhaff vom Fieertorm bet noa Peys on Temmerbood* (ON Peyse und Zimmerbude, Kr. Fischhausen) *hen. En Peys on Temmerbood wäre joa ook Kiedelfescher — veel mehr noch wie bi ons. De durfte oaber bloß em ostpreußische Frische Haff fesche — on dat jing von Narmeln* (ON) *bet Luisental, so schräg äwert Haff jing de Jrenz.«*

Die Keitelfischerei begann am 1. Juni und mußte am 30. September beendet sein. Man fing in der Hauptsache Aale, aber auch Zander und andere Fische. Die Keitelfischerei war wegen ihrer Schädlichkeit für die Fauna nicht unumstritten, jedenfalls wurden diese Gezeuge auch in ihrer Gesamtzahl behördlich eingeschränkt.

Vor dem Ersten Weltkrieg war es noch sehr weit verbreitet — wie bis 1945 eigentlich nur noch im Osthaff — im Frühjahr und Herbst mit dem sogenannten Herbstgarn zu fischen. Dies war ein Zugnetz, welches aus einem etwa 12 Meter langen Netzsack (Metritze) und zwei etwa 100 bis 130 Meter langen Flügeln bestand. Die obere Simme war mit Flotthölzern besetzt, die untere mit Grapsteinen oder Bleikugeln beschwert. Bei dieser Fangart mußten sich aber zwei Angelkähne mit je drei bis vier Mann Besatzung zusammentun, wobei jedes Fahrzeug ein halbes Garn an Bord hatte (abgesehen natürlich von der Metritze, die nicht geteilt werden konnte). Die Kähne segelten bzw. trieben in einem gewissen Abstand parallel zueinander, wodurch sie die Flügel auseinanderhielten. War man der Meinung, daß der Fang bereits ausreichte, legte man sich nebeneinander und zog mit Winden, die man an Bord hatte, Flügel und Netzsack an Bord. Mit diesem Netz wurden vor allem Zander, Aale und Brassen gefangen.

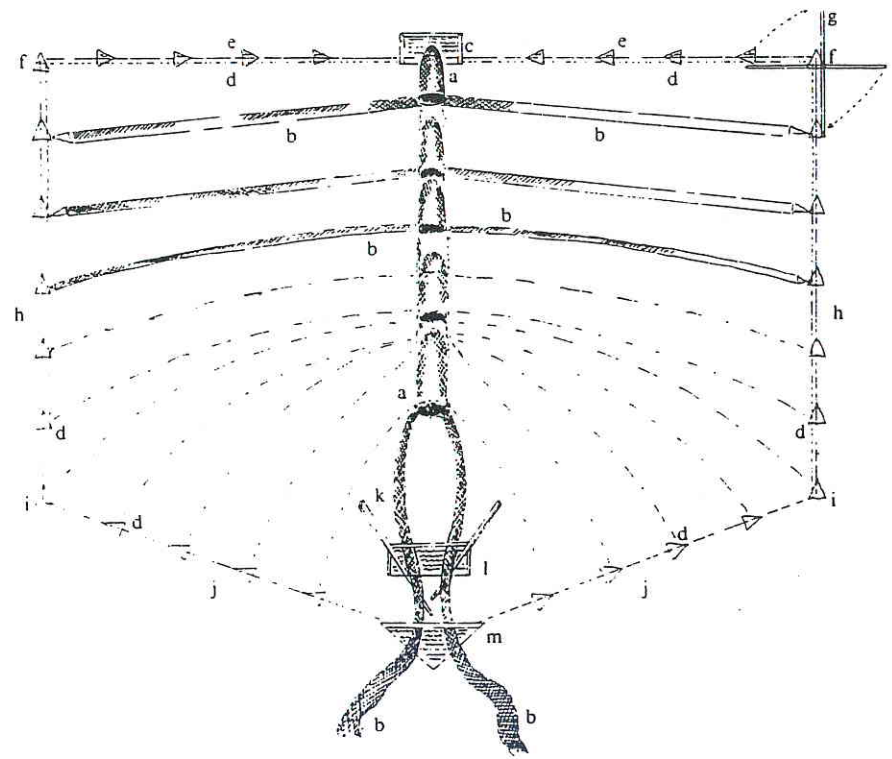


Abb. Winterfischerei mit dem großen Wintergarn (Verlaufsskizze)
a) Netzsack, Metrize, b) Flügel, Netzflügel, Flucht, c) Einlaß, Einlaßloch, d) Wake, Wune, Zoßloch, f) Ortswake, Streckungswake, g) Rute, Vorschiebestange, h) Wand, i) Zukehrungswake, j) Zukehrung, k) Kreuzstange, l) Kammlade, m) Holung, Auszug

Als weitere typische Boote des Frischen Haffes sind die Sicken und Lommen zu betrachten. Das Sicken ist ein offenes Segelboot ohne Kiel, also mit Schwert, von verschiedener Größe (bis ca. 10 Meter Länge) und mit zwei trapezförmigen Sprietsegeln. Der Name Sicken leitet sich ab von der früheren Bezeichnung »Sau« für »Boot mit Fischkasten«, denn diese Sicken verfügen über einen oder zwei durchlöcherte Fischkästen, in der Mundart »Ruum« (Raum) genannt. Hatten diese Boote keine solchen Fischkästen, dann sprach man von Fischerlommen. Auch hier waren die Größen unterschiedlich, hatten auch nach der Art der Fischerei jeweils genauere Bezeichnungen, also z.B. Sacklomme, Garnlomme, Flunderlomme, Stichlingslomme, Aallomme usw. Sie wurden entweder durch Staken in Küsten- und Schilfnähe oder auch durch Sprietsegel fortbewegt.

Mit Sicken wurde in manchen Haffdörfern auch mit dem kleinen Zuggarn, dem Schar- oder Sommergarn gefischt. Diese Netze waren etwa um ein Viertel kleiner als die Herbstgarne. Man fischte damit im April und Mai hauptsächlich nach Aal. Der Sicken bediente man sich auch beim Aufstellen der Staknetze. Man bildete »Kumpen«, Arbeitsgruppen zu je drei Mann und stellte gemeinsam Kaulbarsch-, Zander- und Brassennetze auf. In Alt-Passarge z.B. fischten acht solcher Mannschaften mit ihren Sicken. Ein hauptberuflicher Keitelfischer aus Alt-Passarge erzählt vom Fischen mit den Kaulbarschnetzen: *»On denn Ende September wurd allmählich so omjerest* (umgerüstet) *tor Kleenfescherie met dem Sicke. Dat jing doa jede Morje los, doa wär wi denn met dree Mann em Gang. On dat wär joa kerperlich entschiede schwoarer de Oarbeit als de met em Kiedelgoarn. Manchmoal, wenn de Wind stell wär, denn mott wi all morjens am Reeme* (Ruder) *riete, wenn et losjing. Sonst wenn e beet Wingd wär, denn kunn man ook hinsegle. On wenn man doa am Fangplatz wär, doa wurd dat Segel toopjerollt, am Sicke wurd de Mast omjelecht, on denn jing dat los.*

Biem Kuulbärschfesche wäre dat twelf Nett. De wurde em Halbkreis utjeroont (ausgerudert), *on denn wurd von eenem Eng tom andern räwerjeroont. On denn wurd met sone 'Pompe' oder 'Plompe' — sonem Bessemsteel met em Klotz — doamet wurd jeplompst on de Kuulbärsch en de Nett jescheucht. Oh, dat wär manchmoal ganz goot — doa hadd wi so denn ook so seewe, acht Schock benn denn manchmoal.«*

In den Nehrungsdörfern wurde im Haff meist lediglich auf den Perpel mit Stellnetzen gefischt. Dies waren übrigens die gleichen Netze, mit denen im Frühjahr die Treibnetzfischerei in der See auf Perpel oder Maifisch betrieben wurde. Sonst wurden auch im Frischen Haff natürlich für den Brassen- und Zanderfang die dreiwandigen Gleiter- oder Gaddernetze benutzt.

Sehr verbreitet war auf dem Frischen Haff auch die Sackfischerei. Manche Orte hatten z.T. nur für diese Fischerei die Berechtigung — so z.B. Neu-Passarge. Mit »Säcken« bezeichnete man Reusen, also zylindrisch geformte, auf drei oder vier immer kleiner werdenden Bügeln befestigte Netze, die am Ende kegelförmig zugespitzt waren. Auf dem Frischen Haff waren nach Fischereitarif drei verschiedene Reusen zugelassen: 1. der »Hohe Haffsack«, auch Brassen- oder Zandersack genannt. Er hatte über 1,50 Meter hohe Bügel, zwei Flügel von vier bis fünf Meter Länge und eine Sacklänge von vier bis sieben Meter, 2. der »Mittlere Haffsack« hatte Flügel von nur ein bis vier Meter Länge, der Sack selbst war drei bis vier Meter lang und die Bügelhöhe betrug einen halben bis eineinhalb Meter, 3. die kleinsten der Reusen waren die »Aalsäcke«, die im Schilfgürtel und auf ganz flachen Stellen aufgestellt wurden. Sie hatten nur ein bis zwei Flügel und die Bügelhöhe betrug bis zu 50 Zentimeter.

Die Säcke wurden vor Sonnenuntergang aufgestellt und durften erst nach Sonnenaufgang aufgenommen werden. Die Haffsäcke wurden in Reihen aufgestellt — auch amtlich als »Lanken« bezeichnet. Die Richtung dieser Lanken war den Realberechtigten vorgeschrieben. Für die Sackfischer in Neu-Passarge z.B. waren folgende vier Lanken vorgeschrieben: 1. Ruhnenlanke, 2. Kruglanke, 3. Trengellanke und 4. Hakenlanke.

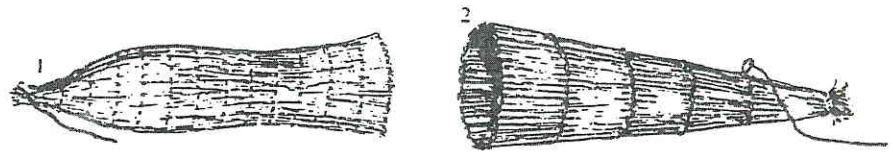
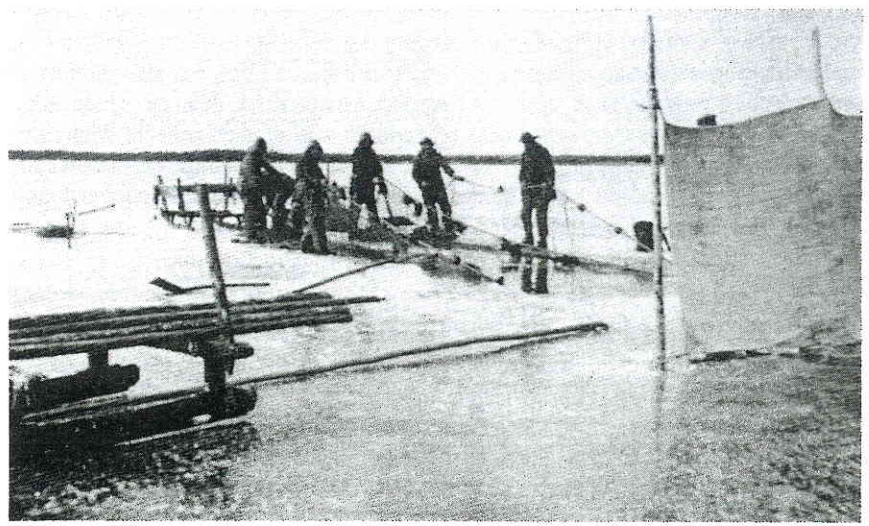


Abb. Neunaugenkörbe 1) von der Weichsel, 2) von der Memelmündung

Die vom November bis Januar bei den Flußmündungen (z.B. der Baude, der Passarge) aufgestellten Neunaugensäcke hatten die Größe von mittleren Haffsäcken, die Maschenweite allerdings betrug nur ein Zentimeter.

Überall im Frischen Haff wurden mit den Handkähnen auch in Ufernähe Stellangeln ausgelegt. Sie wurden in langen Angelschnüren, wobei im Abstand von 1,50 bis 1,80 Meter an den Vorschnüren die Angelhaken angebracht waren, ausgelegt. 600 Stück nannte man eine »Molle«, sie wurden in dieser Anzahl auf einem flachen Brett mit Besteck (Würmer, kleine Fische) aufgesteckt und mit nassem Sand bestreut, um den Köderfisch frisch zu halten. Mit dem Auslegen der Angeln begann man im April und Mai.

Abschließend zur Haffischerei wollen wir noch auf die nicht ganz unbedeutende Eisfischerei zu sprechen kommen. Wir haben schon davon gesprochen, daß die recht zahlreiche Fischer-



Eisfischerei mit dem großen Wintergarn, Netz wird an der Holung herausgezogen.

(Aus: Fischerei im Samland, S. 133, Archiv: Tolksdorf)

bevölkerung um die beiden Haffe z.T. ausschließlich von der Fischerei abhängig war. Die Eisfischerei war also eine wirtschaftliche Notwendigkeit, zumal sie auch z.T. außerordentlich ertragreich sein konnte.

Zu den wohl faszinierendsten und auch aufwendigsten Fangmethoden gehörte die Großgarnfischerei unter dem Eis. Auf dem Frischen Haff wurde sie allerdings schon um die Jahrhundertwende eingestellt, aber auf dem Kurischen Haff wie z.B. in Pillkoppen und Nidden und in manchen Dörfern des Festlandes gab es diese Fischerei noch bis in die 30er Jahre. Ohne den Zusammenschluß von zwei Großfischern konnte diese Fischerei nicht ausgeführt werden, denn erstens war diese Fischerei sehr personalaufwendig und zum anderen besaß jeder Fischerwirt nur das Fischereirecht für ein halbes Wintergarn. Man brauchte insgesamt neben den Eignern etwa 6 bis 10 Gehilfen, zwei Kastenschlitten mit aufmontierten Winden, dazu vier Pferde und dann zahlreiches Gerät: Eisäxte, Eisstemmen und Eisstecher, Boots-, Zoß- und Tankgabeln, Stangenhaken usw. sowie zwei zusammensteckbare Stangen von etwa 10 Zentimeter Dicke und 50 Meter Länge. Vor allen Dingen brauchte man zwei bis zu 200 Meter lange Netzflügel, die an den Zugleinen ca. 1,50 Meter tief und an dem ca. 8 bis 10 Meter langen Netzsack (Metritz) bis zu fünf Meter tief waren.

Man fuhr meist noch vor Sonnenaufgang zum Fangplatz. Hier wurde zunächst ein meist viereckiges Eisloch (Wune, Einlaßloch) geschlagen. Von diesem Einlaß wurden zu beiden Seiten (Streckung bis zu 120 Meter) in regelmäßigen Abständen dreieckige Wunen geschlagen. Mit den Stangen wurden dann die Netzflügel von Wune zu Wune weitergezogen, danach nach einer rechtwinkligen Kehrung mit den Windeschlitten dann auch entlang der Querseiten. Schließlich wurde bei einem Holloch das Netz mit dem Netzsack herausgezogen bzw. konnte der Fang aus dem Sack dann ausgekeschert werden. Der Erfolg war schwankend und außerordentlich unterschiedlich, denn das Fangglück bestand darin, daß man bei der abgefischten Fläche auf ein sogenanntes Fischlager gestoßen war, wo die Fische im Winter sich sammelten und träge verharrten. Diese Fischzüge konnten an einem Tage vier- bis fünfmal an verschiedenen Plätzen wiederholt werden. Gefangen wurden Brassen, Zander und auch Stinte und Kaulbarsch. Ein kleiner Band zur Winterfischerei ist in Vorbereitung, denn an dieser Stelle erscheint es unmöglich, die gesamte große Winterfischerei auch nur einigermaßen erschöpfend abzuhandeln.

Einzelne Fischer stellten sowohl im Frischen wie im Kurischen Haff im Winter auch Brassennetze (Stellnetze) auf, weil dies weniger aufwendig war und auch von ein oder zwei Personen gut bewältigt werden konnte. Dazu schlug man Wunen von 30 oder 40 Zentimeter im Quadrat ins Eis und schob eine 8—12 Meter lange Stange beiderseits unter das Eis. Die damit unter das Eis geschobenen dreiwandigen Netze waren ca. 20 Meter breit und zwei Meter tief. Zog man dann die Stangen mit einem Ruck zurück, so sank das Netz auf den Grund. Meist wurden an ca. 30 Wunen 30 Netze gesetzt. An beiden Enden der Netzreihe wurde ein Stehder mit Fähnchen oder Namensschild befestigt. Meist wurden Brassen und Zander von einem viertel bis acht Pfund in diesen Netzen gefangen.

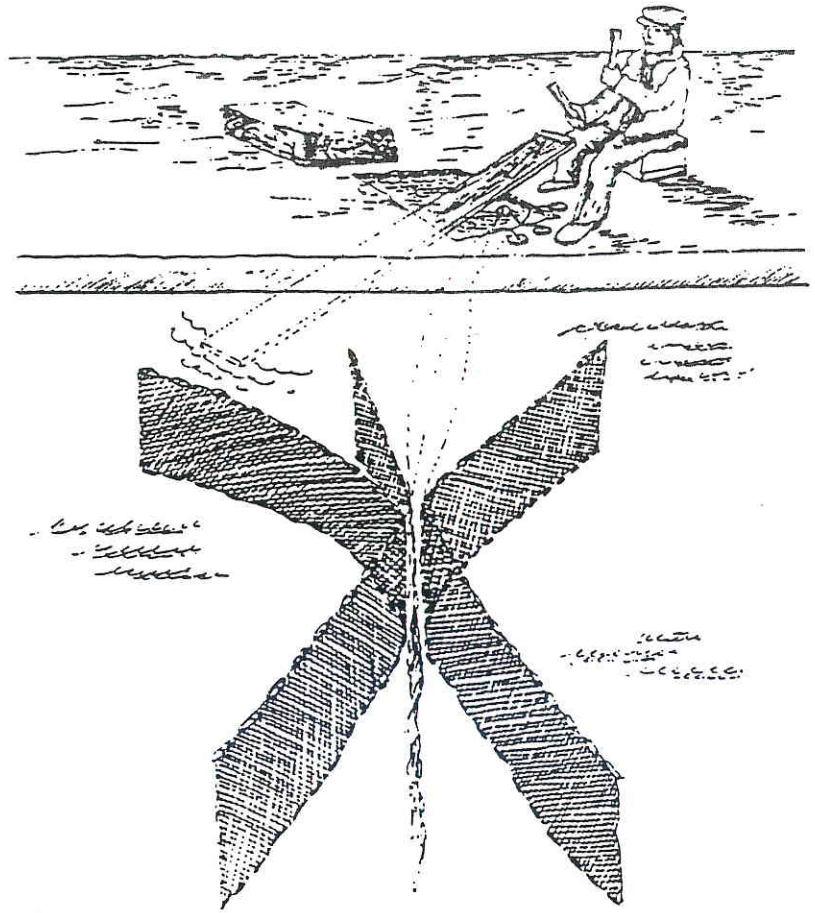


Abb. Klapper-, Bullerfischerei

Am häufigsten wurde aber bei der Eisfischerei die sogenannte Klapperfischerei oder Bullerfischerei betrieben, die übrigens vor dem Ersten Weltkrieg eine Zeitlang verboten war, wohl auch besonders deswegen, weil eine große Zahl nichtberuflicher oder nebengewerblicher Fischer sich daran beteiligte.

Man brauchte dazu einen Klapper- oder Bullerschlitten, mit dem man die Netze und Geräte auf das Haff hinausziehen konnte. Zuletzt gab es ja auch schon dafür sehr schnelle Segelschlitten. Ein Fischer vom Frischen Haff berichtet: *»On toletzt hadde joa de Fescher, de Bullre fuhre bi de Iesfescherie, alle Segelschleedes. Oaber denn mott joa ook de Wind doanoa sen on de Schnee. De Tolkemiter* (ON) *hadde de beste Segelschleedes. Doa wäre Tem-*

merlied, on de hadde de so scheen on schwoar jebuut — onjefähr fief Meter lang on twee Meter breet, unde so veer Balkes quer ut dickem Eekeholt. On doa wäre denn an beed Siede so twee Meter lange Kuffe enjeloate. En de Schleedes wär Musik — wie ein Pfeil!«
Wenn natürlich tiefer Schnee lag, ging man lieber mit dem Schlitten zu Fuß, bei sehr glattem Eis band man auch Schlittschuhe (Holländer) unter. An der Fangstelle angekommen, wurde eine 60 mal 60 Zentimeter große Wune geschlagen. Hier schob man mit einer langen Stange (Bullerrute) zwei Netze über Kreuz unter das Eis. Dann legte der Fischer eine zwei bis drei Meter lange Bohle (Bullerbrett) etwa zu einem Drittel in das Eisloch, setzte sich auf das freie Ende des Brettes und schlug (klapperte, bullerte) mit zwei Holzhämmern kräftig auf das Brett. Dies tat er meistens so 30 Minuten. Dann holte er die Netze heraus. Als Fang gab es meistens Kaulbarsche und Stinte, aber auch Zander und Brassen. Durchschnittliche Fänge lagen bei 50 Pfund als Tagesfang, ein guter Fang (die Alt-Passarger nannten das einen »Zommen«) konnte aber auch das Vier- und Fünffache betragen.
Aber lassen wir von dieser Fischerei auch wieder einen Fischer in seinem vertrauten Platt selbst erzählen: *»Wenn scheen glattet Ies wär — en normale Witterungsverhältnisse wär dat metuinger so acht bet 14 Doag, denn froos et eenmoal, denn froos et nochemoal, on bums, denn wär dat Haff dicht — on wenn denn also scheen tojefroare wär, denn nehm wie onse Klapperschleedes on oakte ons trecht on bonde de Nett räwer on e groote lange Stang. Twee Mann wär wi emmer. On denn schnäll* (schnallten) *wi onsre Schlettschoh under, on denn foahr wi wiet opp et Haff. Toerscht klirrt joa dat Ies so rechtich, oaber et heel. Manchmoal wurde joa so Märsche jemoakt so bet 15 bet 20 Kilometer. On denn nehm wi onse Iesäxt on hue ons e grootet veereckjet Loch ren, moake et scheen sauber on nehme dat Ies rut. On denn, wenn wi dat fertich hadde, nehme wi son grootet Klapperbrett on een End underet Ies jesteckt on dat lang End, doa foot wi an on klapperte ne Tied, bet wi denn noasehne, ob doa all Fesch dran wär. On denn de Nett rutjetoage, de Fesch utjepuult on denn oppe andre Stell jefoahre — bet tom Oawend so, een Loch noa em andre.«*
Vor allem auf dem Kurischen Haff nahmen die Fischhändler mit ihren größeren Lastschlitten den Fischern auch häufig direkt am Fangloch die Fische ab, was für die Fischer natürlich sehr bequem war. Auf dem Frischen Haff war das aber meist nicht so, und die Fischer mußten ihren Fang zunächst einmal nach Hause nehmen. Ein Fischer aus Alt-Passarge z.B. berichtet: *»On de Fänge von de Bullerfescherie, de motte joa emmer tohuus oppbewoahrt ware. Et wär joa denn ook koolt jenooch. Oawends wurde de Säck utjeschett. Veelfach hadde wi joa ook noch tuus allerhand ute Nett to plecke — on denn mott doa allet, wat doa Häng on Feet hadd doabi helpe. On dat käm denn en Kiepe, dat wurd doa erscht emoal henjestellt, on wenn ne Fuhre voll wär — so alle twee Doag — denn foahr wi doamet en de Stadt bi e Händler oder oppe Markt.«*
Die Eisfischerei auf den Haffen war auch immer für viele Fremde und Städter eine Winterattraktion, weil man hier einmal die Fischerei aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte — für die Berufsfischer aber natürlich häufig bei eisiger Kälte und schneidendem Wind eine bittere Notwendigkeit, um finanziell durch den Winter zu kommen.

Die Binnenfischerei

Der Beginn einer planmäßigen Bewirtschaftung der ostpreußischen Binnengewässer fällt in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Am 16. April 1874 wurde die Fischereiinspektion in Lötzen errichtet und einige Jahre später entsprechend bereits bestehenden Einrichtungen an den Haffen in »Oberfischmeisteramt« umbenannt. Dem Oberfischmeisteramt fiel die Aufgabe der Mitwirkung bei der Ablösung der zahlreichen beschränkten Fischereirechte, die eine ordentliche Befischung der Binnengewässer weitgehend verhinderte, zu; Neuregelungen im Verpachtungswesen, die Regulierung der Fischbestände durch sachgemäße Befischung sowie die Besetzung der Gewässer mit Aalen und anderen Wertfischen förderten die Ertragskraft der Binnenfischerei.
Bis zum Ersten Weltkrieg nahmen Polen bzw. Rußland den größten Teil der Massenfänge an Weißfischen ab, die Wertfische (Aale, Schleie, Hechte etc.) wurden besonders in den damals noch deutschen Provinzen Posen und Westpreußen abgesetzt. Im Gefolge des Ersten Weltkrieges wurden schwerwiegende Umstrukturierungsmaßnahmen erforderlich: Der Export nach Polen kam wegen Verschärfungen polnischer Zollvorschriften um die Mitte der zwanziger Jahre völlig zum Erliegen; Massenfische waren damit praktisch nicht mehr absetzbar. Die Fischereipächter sahen sich gezwungen, mit staatlicher Unterstützung die Produktion und den Fang von Edelfischen zu intensivieren, die in Ostpreußen wie im übrigen Reichsgebiet nach wie vor guten Absatz fanden. Um dieses Ziel zu erreichen, waren umfangreiche Besatzmaßnahmen erforderlich, zu denen Fischbrutanstalten wie z.B. in Angerburg wesentlich beitrugen. Daneben waren Verbesserungen im Bereich der Vermarktung der Fänge nötig. So baute die neugegründete Ostpreußische Fischereigenossenschaft in Allenstein einen regelmä-

Mauersee (Archiv: Tolksdorf)

ßigen Versand lebender Edelfische in Spezialwaggons der Reichsbahn u.a. nach Berlin und Sachsen auf. Dieser Umstellungsprozeß zeitigte durchaus Erfolge — der Waggonversand von Allenstein aus konnte in den dreißiger Jahren deutlich gesteigert werden —, war aber bei Kriegsbeginn im Jahre 1939 noch keinesfalls abgeschlossen. Besonders die Flußfischerei stand nach dem Urteil von Fachleuten deutlich hinter der insgesamt positiven Entwicklung der Seenfischerei zurück; sie hatte allerdings auch ihre besonderen Probleme mit der zunehmenden Abwasserbelastung der Flüsse oder etwa der Flößerei.

Ähnliches gilt für die Entwicklung in der ostpreußischen Teichwirtschaft. Vorrangig wurden Karpfen gezüchtet, mitunter auch Schleie, und die zeitgenössische Fachliteratur weiß immerhin von vier Forellenteichwirtschaften zu berichten: in der Rominter Heide, im Samland, im Kreis Mohrungen sowie bei Marienwerder. Die ostpreußische Teichwirtschaft bestand aus Klein- und Mittelbetrieben, die mit einer Ausnahme nur Nebenbetriebe der zugehörigen größeren Land- oder Forstwirtschaft waren. Häufige Wechsel des betreuenden und leitenden Personals, mangelndes Interesse der Eigentümer an einer fachgerechten Bewirtschaftung so-

wie Schwierigkeiten bei der sicheren Brutgewinnung und Überwinterung hemmten die expansive Entwicklung. Hinzu kamen Absatzprobleme und eine ausgeprägte Raubtierplage (Reiher und Störche). Diesen negativen Faktoren zum Trotz konnte die Leistungsfähigkeit der Teichwirtschaften in den zwanziger und dreißiger Jahren deutlich gesteigert werden, woran die in den dreißiger Jahren gegründete »teichwirtschaftliche Beratungsstelle« einen maßgeblichen Anteil hatte.

Im Jahre 1930 existierten 1930 Betriebe der Binnenfischerei mit insgesamt 2953 beschäftigten Personen sowie 45 Teichwirtschaften mit 90 beschäftigten Personen. Die durchschnittlichen Jahreserträge beliefen sich in den dreißiger Jahren in der Binnenfischerei auf 36.000 dz im Werte von 2.160.000 RM, bei den Teichwirtschaften auf 1350 dz im Werte von 148.500 RM. Der skizzierte Umstellungsprozeß in der Seenfischerei hatte auch deutliche Folgen für die Fangtechnik. Beim Fang der Massenfische dominierten in der Anwendung die verschiedenen Arten der Zugnetze (Sommer-, Herbst-, großes Wintergarn), der Fang der nunmehr bevorzugten Edelfische hingegen erforderte eine Hinwendung zu den Geräten der stehenden Fischerei (Säcke, Reusen, Stellnetze, Angelschnüre).

Das Sommergarn der masurischen Seen, auch Wade genannt oder masurisch »kleppa«, hat Flügel von 40—150 m Länge und 12—20 m Höhe, eine Metritze von 20—40 m Länge und bis zu 400 m lange Zugleinen. Die obere Simme der Flügel ist mit Flotthölzern versehen, die untere mit Tonringen. Dieses Netz wird von sechs bis acht Fischern mit zwei Booten ausgelegt. Im Herbst kam bis zum Zufrieren das Kaulbarschnetz zum Einsatz, ein kleines Zugnetz, vorzugsweise bestimmt zum Fang der in der Tiefe sich aufhaltenden Kaulbarsche. Das größte Zugnetz der Binnengewässer ist das große Wintergarn, masurisch »niewod«. Es hat Flügel von 200 m Länge, je nach Tiefe der Seen bis zu 36 m Höhe, einen Fischsack von 60 m und Zugleinen von je 300 m Länge. Seine Anwendung entspricht der des Wintergarns auf den Haffen; da die Handhabung dieses Netzes besonders personalintensiv ist, beteiligen sich an dieser Winterfischerei im Binnenland in der Regel auch Personen, die ansonsten anderen Beschäftigungen nachgingen. Ein Fischer aus Widrinnen, Kr. Rastenburg, erzählt von der Winterfischerei: *»Em Winter es dat opp em See veel schwoare Oarbeit. Denn häbb wi met dem Zugnett to fesche. [...]. Denn, wenn dat Nett enjeloote ward, mutte värher Lächer jehaue ware. Doo bruukt man ne ganze Menge Lächer, jenoadem wie hoch de Zug es. On dat duert sehr lang. Denn hindere Lächer — denn mutt eener Lächer haue, e tweeder, de drefft* (treibt die Stangen unter dem Eis weiter), *de lät ook dal, de dredder, de jeiht noo on gefft de Liene noo. On denn kemmt hinde de Tonn* (Tonne auf dem Schlitten als Winde), *mut er met de Tonn jedrellt. Doa ward e grootet, dicket Strick dran — de Glümdrich, wie man bi ons sächt — on doa hinde ward et Nett anjebunge. On wenn et denn tom Utzuch* (Auszug) *kemmt, denn mutt man ewen tehne. Bi jedrem Fliegel wär wi emmer bet 6 Mann, dree Mann anne Underlien, dree Mann an de Boowerlien. Denn heww wi dat rutjetooge. Dat es joa — manchmool krecht man joa veel Fesch, oaber manchmool jefft et ook nich veel — jenoodem.«*

Wenden wir uns nun den wichtigsten Geräten der stehenden Fischerei zu. Hier soll zunächst das Stellnetz genannt werden, das insbesondere der für Ostpreußen typischen Maränenfischerei diente. Seine Anwendung geschieht in der Regel in der Weise, daß 15 Einzelnetze zu einer sogenannten Partie zusammengesetzt ausgelegt werden. Die Netze werden dann in einer bestimmten Tiefe gestellt, indem sie durch eine beiderseits am Tuch befestigte Steinleine in bestimmter Höhe über dem Grund gehalten werden. Die Tiefe wird entsprechend den Erfahrungen beim Stellen der Netze ausgewählt, da die Maräne sich sehr gern in den Tiefen aufhält, wo sie ihre Nahrung findet. Die Maränenfischerei mit dem Stellnetz erstreckt sich auf die Zeit von Juni bis September bei durchschnittlich 80 Fangtagen. Wohl für die Mehrzahl der oberländischen und masurischen Seen ist die Maräne er eigentliche »Brotfisch« des Fischers geworden. An zweiter Stelle in der Bedeutung rangiert der Aalfang. Dem Aal stellt der Fischer sowohl mit Säcken als auch dem Auslegen von Angelschnüren nach. Die Sack- bzw. Reusenfischerei beginnt im frühesten Frühjahr und wird je nach den Erfolgen bis in den Herbst hinein betrieben. In Masuren ist der Paarsack gebräuchlich; am verbreitesten ist aber der Kossack oder Kreuzsack. Recht umfangreich ist auch die Angelfischerei mit Aalschnüren. Das Vorgehen dabei ist unterschiedlich: Entweder sind die Aalschnüre in besonderen Kästen untergebracht und die Haken in Korken eingehakt, oder aber man hat sie auf dem Aalschnurstock und besteckt vom Brett aus. Als Besteck werden Spitzschnecken, Würmer, Gründlinge, Ukelei und andere Kleinfische verwendet. Eine vielleicht weniger bekannte, aber ertragreiche Methode des Aalfangs in den Binnengewässern stellen die sogenannten »Aalkästen« dar, die häufig mit den Freischleusen von Wassermühlen verbunden waren. Nutznießer sind hier — zum Leidwesen der Fischer — die Müller. Aber auch mancher Fischereipächter hatte an den Ausflüssen seiner Seen diese Fanganlagen eingebaut und kontrollierte täglich den Fang. Erwähnenswert sind noch die Jage- und Staknetzfischerei. Bei der Jagefischerei werden sieben bis acht ein- oder dreiwandige Netze zusammengebunden und im Bogen ausgefahren. Dann werden die Fische mit der Scheuchkeule in die Netze getrieben. Die Staknetzfischerei findet vorwiegend im Herbst statt. Mit Hilfe einer langen Stange wird eine Hälfte des Netzes in das Gelege geschoben, das andere Netzende hingegen als rechter Winkel am äußeren Gelege entlang ausgeschoben. Anschließend wird mit der Stakstange das Gelege nach Fischen ausgejagt. Daneben gelangen in der Kleinfischerei eine Reihe weiterer Netze zur Anwendung, die aber keine besondere Rolle spielen.

Als Ausbildungsstätte für den Nachwuchs stand seit dem Jahre 1929 die Preußische Fischereischule in Lötzen zur Verfügung, die noch auf Jahre hinaus die einzige Einrichtung dieser Art im Reichsgebiet bleiben sollte. In Jahreskursen vermittelte sie eine theoretische und praktische Ausbildung. Der praktischen Ausbildung diente der Betrieb des Fischereipächters Reiser in Lötzen (Löwenthin-See und angrenzende Gewässer). Der Lehrplan umfaßte u.a. die Naturgeschichte der Fische, allgemeine Fischereibiologie, Fischereibetriebslehre, Teichwirtschaft und Fischzucht sowie Fischkrankheiten und Abwasserschäden. Die Absolventen, in der Regel Söhne von Fischern, hatten so die Möglichkeit, über den Horizont des väterlichen Betriebes hinaus neue Erkenntnisse aus Wissenschaft und Praxis kennenzulernen.

Handel

Bis zur Jahrhundertwende war die Vermarktung der Fänge noch meist vollkommen dem einzelnen Fischer selbst überlassen. Er mußte seine Ware entweder selbst auf die städtischen Märkte bringen, sie dort an Fischverkäufer weiterreichen oder selbst zum Verkauf stellen, sie auf dem flachen Land umherfahrend von Haus zu Haus verhökern oder sie durch Räuchern oder Pökeln selbst verarbeiten. Dabei war die Fischerfrau besonders gefordert. Insgesamt verbesserte sich die Vermarktungslage etwa seit 1880, als der Staat die Bedeutung der Fischwirtschaft für die allgemeine Volksernährung vor allem in den stark industrialisierten Städten erkannt hatte und sie tatkräftig förderte. Auch die Technik tat ihr Übriges, so vor allem durch die Entwicklung von Kühlwagen und Kühlwaggons, die durch die immer weiter an die Fischerorte vorgeschobenen Straßen- und Schienenwege eine gute Absatzmöglichkeit garantierten. Berufsmäßige Fischhändler suchten mit ihren eigenen Booten die Fischerdörfer auf, um den Fang direkt vor Ort aufzukaufen: *»De Fisch wurde jeder Dach verkofft, de Händler käm von Loabjau* (ON Labiau) *bet noa Looj* (ON Loye) *to fahre on kofft de Fisch opp. Bleef en Nacht doa on de nächste Dach foahr he noa Huus. Dat wär nich eener, dat wäre veel Händlersch. Wenn nu de Fisch knapp wär, dat wär nu vär dem erste Kriech — nehm eck nun an — doa jing de Fesch noch bet noa Polen ren on doaäwerall. On denn wär tiedewies wurde Brässem wurd betohlt äwer siene Pries. On denn wäre de Händlersch wie de Hoafke* (Habichte) *äwerall. Wenn eener schon fertich wär, de hoow* (hob) *anne Stang e Sack oder so wat anjebunde — hoow bloß denn hoch — dat sehge se, oaber doa käme dree, veer Händlersch käme denn schon von alle Siede. 'Wat kost de Fesch?' De*

Fischmarkt in Königsberg (Archiv: Tolksdorf)

wurd utjeschett opp em Ies. Dat jing denn nich noa Punde, dat jing noa Stickzoahl. De Schock (60 Stück) *fief Doaler, ock dree Doaler, jenoadem, wie de Tied wär. On wenn wenich Fesch doa wär, denn, wenn du jeroad dem Pries jesächt häst: 'Es verkofft!' sächt eener von de Händlersch. De hadd se denn, de kriggt se denn.«*

Trotzdem war es aber so, daß immer noch viele Fischer die Vermarktung selbst in die Hand nahmen, denn im allgemeinen wirkte die relativ große Ferne zu den Märkten im Reich preissteigernd. Denn die großen Entfernungen bedingten auch eine beträchtlich größere Beigabe der Eispackung, die die Frachtkosten verteuerte. Während der warmen Jahreszeit rechneten die ostpreußischen Händler mit etwa 75 Prozent Eispackung.

So versuchten die Fischer denn auch zunächst durch den Marktverkauf und durch von Haus-zu-Haus-Verkauf ihre Produkte selbst zu vermarkten. Dies lag nun weitgehend in der Regie der Fischerfrau und die ließ sich dies auch so leicht nicht nehmen. Unser Erzähler, den wir beispielhaft zu diesem Komplex hinzuziehen wollen, kommt aus Zimmerbude von der östlichen Samlandküste:

»On oppem Feschmarkt, denn jinge joa emmer bloß de Frues. Dat wurd ook von de Männer anerkannt, dat Jeld vom Verkoop opp em Markt, dat wär alles bi de Fescherfruu. On de meiste Frues, de moakte dat ook sehr goot. Eck häbb doa von de Männer nie Kloage jeheert. Joa, on de Frues, de fuhre denn meedweeks on vor alle Dinge sinnoawends met em Damper oppem Feschmarkt en Keenigsbarch. On dem Fesch hadde se en Kuppelkärw on Oalkärw all sorteert. Disse Kärw wäre sehr stabil, met em Krommholt oder Peed (Schultertrage) *kunnst twee doavon goot droage. Doa jinge emmer so etwa e halwer Zentner ren. On de Oalkorb, de mott scheen dicht jeflochte sen, de Kuppelkärw* (Handelskörbe), *de kenne all loftjer senne. On denn wußte nu all emmer alle Bescheed: Wieveel Kärw nemmt se hiede met? Ah so! Aha!*

On de dieerste on wertvollste Fesch, dat wär jos denn nu de Oal. De wurd en dree Sorte sorteert: groote, meddlere on kliene. On de andre Fesch, dat wär denn je noa Joahrestied Zander, Schlie, Quappe, Neenooge, Brasse on denn noch so Biefang — dat wurd denn joa ook aller so sorteert. On all opp em Damper hadde de Fruues ehre feste Plätze — de satte därperwies — on denn joa ook oppem Feschmarkt em Marktkeller. Doa wär so e Verkoopsdesch, so veer Meter hadde wi. On ook doa stunde de Fescherfruues emmer so noa Därper jetrennt: doa wäre de Temmerbooder, de Peyser, de Heydekröger, de Nautzwinkler on so.

On wenn man nu heert, de Keenigsberger Feschwiewer wäre frech on driest — dat wäre nich onse Fescherfruues, dat wäre vielleicht denn de städtsche Kuppelwiewer (Handelsfrauen), *de Handelswiewer ute Stadt. Onse Fruues hadde seck för em Markt scheen trechtjemoakt, se tooge denn frisch jestärkte Röck an on de groote schwarte Koppdeeker. On under ehre groote Marktscherz, doa hadde se dat Portemonnee, de Wechseltasch. Joa, on denn wurd doa verkofft. Also, eck mott joa segge, de meiste hadde joa Stammkunde, de se all veele, veele Joahre kennte. On de häbbe denn ook manchmoal värbestellt, dat wär denn all värher abjewoge, wenn de kamme wär dat Packke fertich. On eck mott joa ook segge,*

de beste Kunde en Keenigsbarch för de Fescher, dat wäre joa de Jude. De häbbe veel, veel Fesch jejäte. Na joa, on denn wurde de Frues joa ook ehre Fesch los — moal schneller on moal langsoamer.

On wenn denn oawends de Fruues denn wedder tohuus wäre, denn wurd dat Jeld jetellt, on wenn neetich, met dem Partner ook forts jedeelt. On denn wurd joa ook noch veel em Därp verkoopt, ook denn meist an Stammkunde, de keene Fescher wäre on denn dat all meist freeher bestellt hadde. Dat wär denn all affjepackt. On dat wär alles meistens Sach von de Fruues. Joa, de Männer, manchmoal am Sinnoawend wäre se joa vielleicht ook manchmoal doabi, oaber to segge hadde se doa nuscht! On Opa beleewert joa denn allerdings ook noch extra so de Gasthieser on Restaurants on so. So häbb wi tom Biespeel dem bekannte Veer-Breeder-Kroog beleewert.«

Eine etwas besondere Form der Vermarktung hatte sich in der Eisfischerei herausgebildet. Dies lassen wir uns von einem Händler aus Gilge erzählen: *»Om wenn wi als Händler opp et Ies henkäme, denn säd wie: Krieg wi nu dem Fang? Na jao, on denn wär wi Händler ut Gilge joa nich alleen. De Karkler wäre doa veel, de wäre ganz verreckt opp Fesch. On werd denn nu bi de Fescher als erster käm, denn jeef man toerscht e Schnaps ut. Na joa, on denn säde de Fescher: 'Hiede kriegst du dem Fang!' On denn mußt man jao alles affnehme — dem ganze Fang. On tosamme met mienem Brooder — de wär ook Feschhändler — doa häbb wi tosamme maol eenem Fang von 80 Zentner met eenem groote Zug met em groote Wintergoarn jekräge: 80 Zentner häbbe wi rutjenoame met eenem Schlag! Dat wäre Schleedes on Schleedes voll, dat wi dat opp eenmoal goar nich wechfoahre kunne. Wi moßte dat opp Ies oppschette on denn so noa on noa affoahre. On so bi de Grootfescherie wäre en eenem Nett so 8 bet 10 Mann — on met zwee, doa häbb wi denn emmer verhandelt. On vo diesse zwee kricht denn jeder de Hälft utbetohlt on de jeewe dat denn an ehre Lied wieder. On denn wußt du all emmer von disse zwee Werts, met welchem du verhandle mottst: eener führt denn meistens dat Wort. Na joa, on veele Moale, doa häbb wi denn goar nich jewoage, doa häbb wi jekofft noa Sicht. Wenn se dat Goarn hochjetoage häbbe, wenn de Fang denn doa so hochkemmt, denn sächt wi: Wellst du nich verkippe onjesehne? On denn sächt he manchmoal 'joa'. Dat wär joa e Risiko — för em Fescher, oaber ook för em Händler. Veele Moale jing dat goot, oaber veele Moale haddst di ook verhaut om e poar hundert Mark. Nich, dat wär wie e Würfelspeel! Du haddst Gleck, wenn doa veel Zand benne wäre oder groote Bärsch — denn kämst du to dienem Geld.*

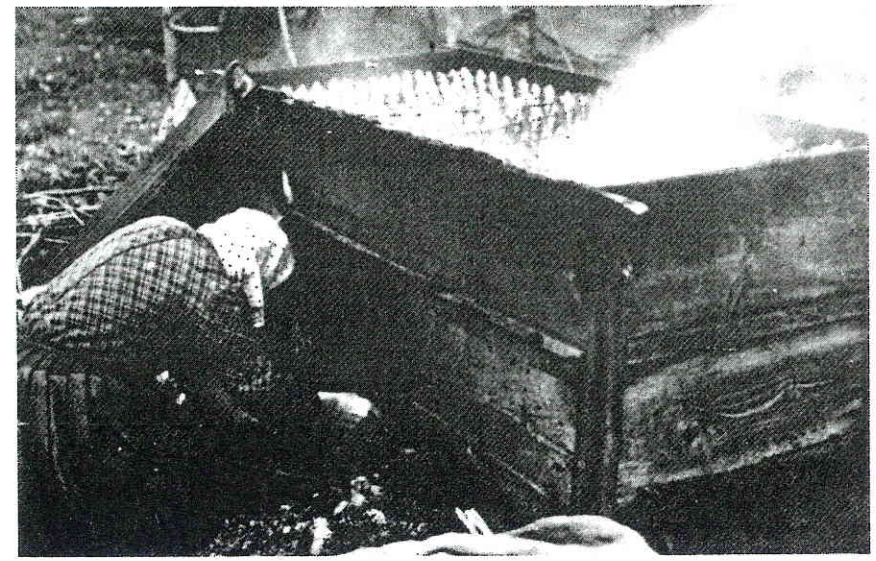
On dat Verhältnis twesche Händler on Fescher wär eigentlich ganz goot. Wull ganz jenau vom Händler informeert ware. On deswege bruckt wi Händler schnelle Peerd. Wi foahre doamet emmer rund, denn de Fescher wull weete: wat fangt de doo, on wat fangt de doo. Wenn wi denn säde: Ach, de häbbe bloß so e poar Scheetel Kuulbärsch jefange — on de häfft dat on jefange — doanach recht seck denn de Fescher. On deswege froog he emmer: Wie es doo de Fang? On so häbbe seck de Fescher emmer derch ons underrecht — so de Brässemfescher met de Stellnett on so de Nettfescher met em groote Wintergoarn.«

Fischräucherei

Die Konservierung der Fische und vor allem das Räuchern ging noch bis weit in unser Jahrhundert gerade auch auf beiden Nehrungen nach den alten traditionellen Arbeitsabläufen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg verfügten die Fischhandelsgesellschaften und private Unternehmer auch über größere technische Anlagen zum Räuchern, Braten, Marinieren, Kochen, Rösten und zur Salzerei; diese gewerblichen Anlagen konzentrierten sich in bemerkenswerter Weise um das Frische Haff. Hier, im Oberfischmeisterbezirk Pillau, zählte man im Jahre 1928 41 Fischräuchereien, im Oberfischmeisterbezirk Labiau (Kurisches Haff ohne Memelgebiet) hingegen überhaupt keine. Hier blieb es bei den traditionellen Formen, auf die wir im folgenden näher eingehen wollen.

Neben den Räucherkaulen und Räuchertonnen gehörten zur älteren Klein-Räucherei z.B. auf der Frischen Nehrung kleine Ziegelbauten von 1,50 mal 2,50 Meter. Die Inneneinrichtung bestand aus einem Stangen- und Lattengerüst zur Auflage der Drahtspieße mit den Fischen. Das Rauchfeuer wurde am Boden mit Kiefernholzscheiten und Kiefernzapfen (Schischken) angelegt, wobei eine fenstergroße Öffnung den Rauch abziehen ließ. Die zu räuchernden Fische (Flunder, Aale, Maifische usw.) steckte man auf die ein Meter langen Eisenspieße und ließ sie dort zunächst gut (in der Sonne) trocknen, damit sie eine gute feste Haut bekamen und nicht beim Räuchern zu Schnee auseinanderfielen, vor allem aber, daß sie innen schön saftig blieben. Die Flundern hängte man zum Trocknen paarweise über die Wäscheleine. Bei Flundern dauerte der ganze Räuchervorgang je nach Größe zwei bis dreieinhalb Stunden.

Häufig gab es bei den einzelnen Fischerfamilien aber nur ganz einfache Räucherkästen bzw. Räucherkaulen. Es wurden ein paar Bretter in der Länge von ca. zwei mal ein Meter zusammengenagelt, eine etwa 30 Zentimeter tiefe Vertiefung in den Erdboden geschaufelt und dazu ein kleines Feuerloch an dem einen Ende offengehalten. Dann wurden die ausgeschlachteten

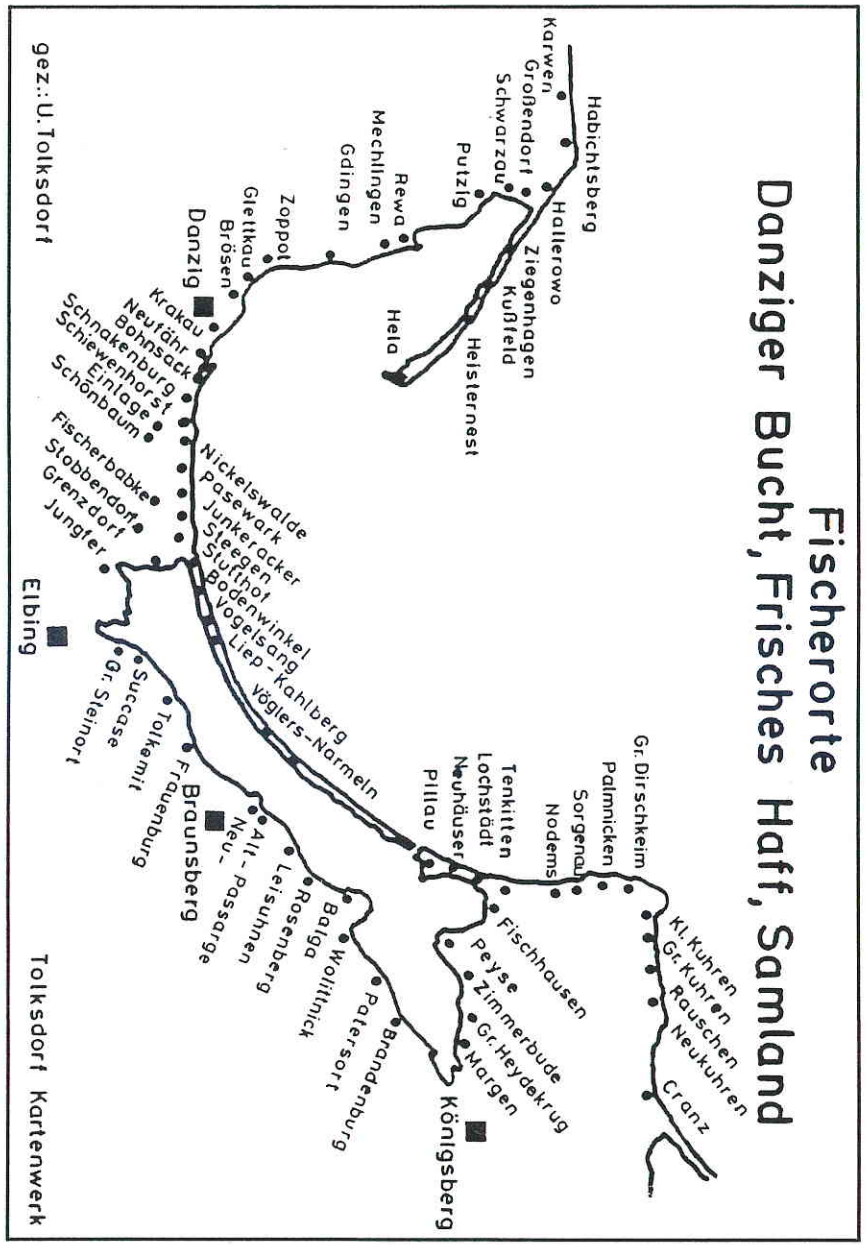


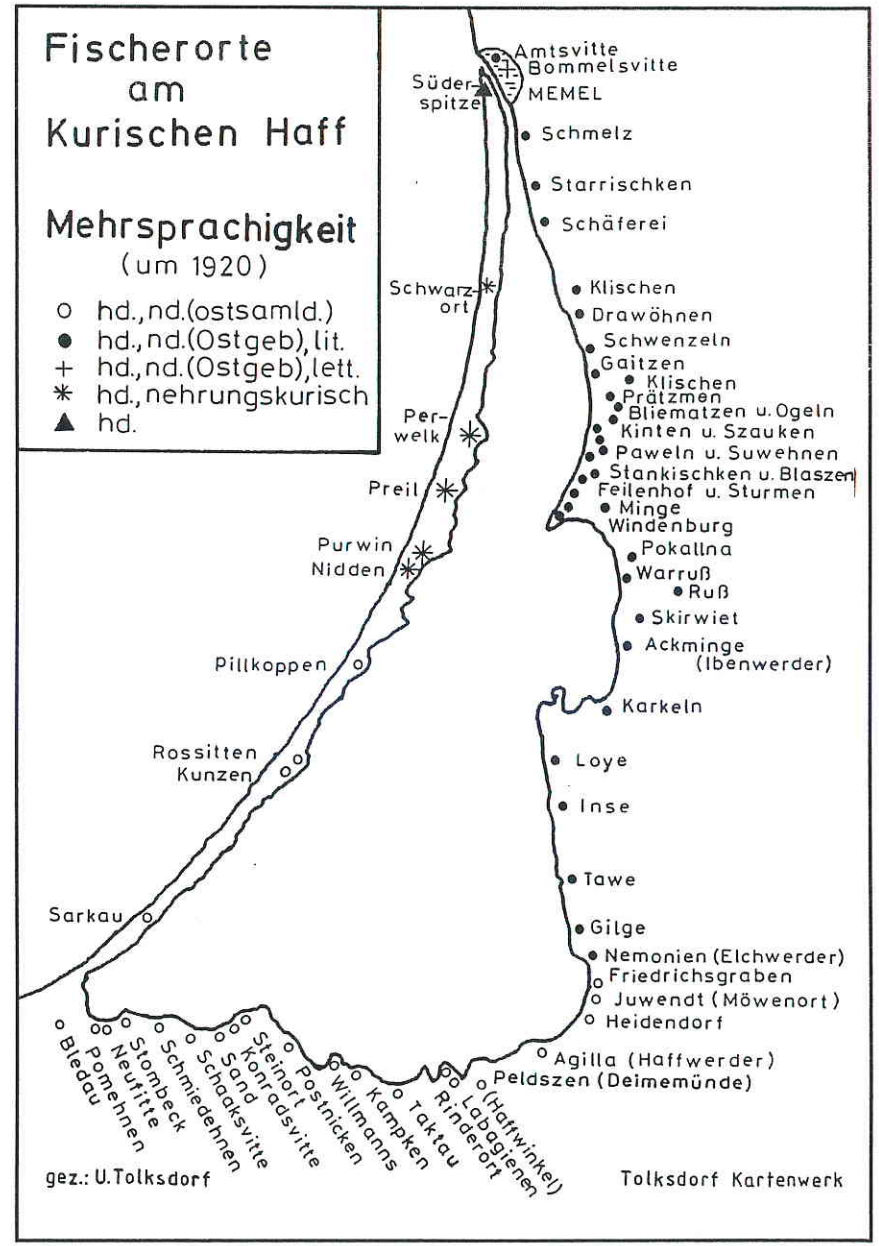
Räucherkasten in Schwarzort, Kurische Nehrung (Räuchern mit Kiefernzapfen)
(Aus: Memelländisches Bilderbuch, Bd. 2, Archiv: Tolksdorf)

und gesäuberten Fische an den Schnittstellen gut gesalzen und gepfeffert und auf Holzstangen in den Ofen gehängt. Schließlich wurde die Räucherkaule mit Bretterplanken und altem Segelzeug abgedeckt und unten das Räucherfeuer angezündet.

Als weitere Variante wird aus Narmeln (Frische Nehrung) vom Räuchern der »Schornsteinflundern« berichtet: *»Schorschteenflinger — de wurden opp et Spett* (Spieß) *oppjestöeken, on denn wurden se em Schorschteen jereekert. Oppen Behn* (Bühne, Boden) *hadd wi nämlich onse Reekerkoamer em Schorschteen, doa wo sonst et Fleesch jereekert wurd. On doa käme de ook de Flinger opp et Spett jestöeken ren. On de Röek en de Koamer, de käm joa nu vom Herd, wo wi köeken deeden. Denn doahinger jing jlieks de Schorschteen. On disse Schorschteenflinger de wäre ganz hart on dreech wie ne Zeitung. On de hille seck joa lang, de wurde denn später enjeweekt on jekoakt.«*

Vor allem die touristischen Seebäder waren führend in der Räucherei, so waren besonders Cranz und Rauschen wegen ihrer Flunderräucherei berühmt, der Streemellachs war eine Spezialität der Kurischen Nehrung, der Breitaal (der Aal wurde am Rücken aufgeschnitten und aufgeklappt geräuchert) wurde besonders schmackhaft in Schwarzort hergestellt und die masurischen Maränen wurden besonders lecker in Lötzen und Nikolaiken angeboten. Aber auch hier gilt, was wir schon häufiger feststellen mußten, daß diese Auswahl nur recht zufällig ist, denn es hatte fast jedes Fischerdorf seine »eigene traditionelle Art« und fand auch dafür seine Konsumenten.


Fischerorte
Danziger Bucht, Frisches Haff, Samland
gez.: U. Tolksdorf
Tolksdorf Kartenwerk
Karwen
Großendorf
Schwarzau
Putzig
Habichtsberg
Hallerowo
Ziegenhagen
Kußfeld
Heisternest
Hela
Rewa
Mechlingen
Gdingen
Zoppot
Glettkau
Brösen
Danzig
Krakau
Neufähr
Bohnsack
Schnakenburg
Schiewenhorst
Einlage
Schönbaum
Fischerbabke
Stobbendorf
Grenzdorf
Jungfer
Nickelswalde
Pasewark
Junkeracker
Steegen
Stutthof
Bodenwinkel
Vogelsang
Liep-Kahlberg
Vöglers-Narmeln
Elbing
Gr. Steinort
Succase
Tolkemit
Frauenburg
Braunsberg
Alt-Passarge
Neu-
Leisuhnen
Rosenberg
Balga
Wolittnick
Patersort
Brandenburg
Königsberg
Pillau
Neuhäuser
Lochstädt
Tenkitten
Nodems
Sorgenau
Palmnicken
Gr. Dirschkeim
Kl. Kuhren
Gr. Kuhren
Rauschen
Neukuhren
Cranz
Fischhausen
Peyse
Zimmerbude
Gr. Heydekrug
Margen


Fischerorte
am
Kurischen Haff
Mehrsprachigkeit
(um 1920)
o hd., nd. (ostsamld.)
● hd., nd. (Ostgeb), lit.
+ hd., nd. (Ostgeb), lett.
✳ hd., nehrungskurisch
▲ hd.
Amtsvitte
Bommelsvitte
MEMEL
Süderspitze
Schmelz
Starrischken
Schäferei
Schwarzort
Klischen
Drawöhnen
Schwenzeln
Gaitzen
Klischen
Prätzmen
Bliematzen u. Ogeln
Kinten u. Szauken
Paweln u. Suwehnen
Stankischken u. Blaszen
Feilenhof u. Sturmen
Minge
Windenburg
Pokallna
Warruß
Ruß
Skirwiet
Ackminge (Ibenwerder)
Karkeln
Loye
Inse
Tawe
Gilge
Nemonien (Elchwerder)
Friedrichsgraben
Juwendt (Möwenort)
Heidendorf
Agilla (Haffwerder)
Peldszen (Deimemünde)
(Haffwinkel)
Labagienen
Rinderort
Taktau
Kampken
Willmanns
Postnicken
Steinort
Konradsvitte
Sand
Schaaksvitte
Schmiedehnen
Stombeck
Neufitte
Pomehnen
Bledau
Perwelk
Preil
Purwin
Nidden
Pillkoppen
Rossitten
Kunzen
Sarkau
gez.: U. Tolksdorf
Tolksdorf Kartenwerk

Fischerbevölkerung, Sprache, Kultur

Die in der Fischerei Ostpreußens tätige Bevölkerung ist kulturell nicht als eine homogene Berufsgruppe zu verstehen. Die frühere Besiedlung hat hier bis in die Gegenwart starke Spuren hinterlassen. In der Kulturtopographie unterscheiden wir so auch eine Vielzahl einzelner Gruppen, die sich nach einzelnen kulturellen Elementen unterscheiden lassen.
Schon die ethnischen und sprachlichen (mundartlichen) Verhältnisse in unserer Region sind außergewöhlich differenziert. Da wird im Küstenstreifen ganz im Westen des Frischen Haffs die niederpreußische Mundart gesprochen, die sich in vielen und wesentlichen dialektologischen Merkmalen wiederum von der Nehrungsmundart unterscheidet. Auch am Südufer des Frischen Haffs erkennt der Sprachwissenschaftler zwei sehr scharf getrennte eigenständige Mundartgebiete: das sogenannte Kürzungsgebiet (von Tolkemit über Braunsberg bis Neu-Passarge) und das Natangische (von Alt-Passarge über Balga und Brandenburg bis Königsberg). Das Samländische, das sich auf der Kurischen Nehrung bis Rossitten und Pillkoppen erstreckt, ist ebenfalls nicht einheitlich: Wir unterscheiden das Westsamländische vom Ostsamländischen, das bis östlich von Labiau reicht. Auf der Kurischen Nehrung von Nidden bis Schwarzort hatte sich noch das Kurische erhalten. Auf dem gegenüberliegenden Festlandufer neben der Mundart des Ostgebietes bis Memel und nördlicher noch das Litauische (Fischer-Litauische). Nördlich von Memel sprach man in den Bauernfischerdörfern Mellneraggen und Karkelbeck ein Niederpreußisch, das stark mit lettisch-kurischem Wortschatz durchsetzt war. Auch im Binnenland war das Sprachbild nicht einheitlich, denken wir nur an den starken slawischen Einfluß in Masuren.

Es gab also eine erstaunliche sprachliche und ethnische Vielfalt, jeweils mit den dahinterstehenden Kulturkreisen lokal verwurzelt. Es gibt wohl keine andere Landschaft Deutschlands, in der auch eine so spezielle und differenzierte Fischersprache gesprochen wurde — gerade auch in ihrer vermischenden Mehrsprachigkeit. Die z.T. kurisch sprechenden Bewohner der nördlichen Kurischen Nehrung kennen eine Glottogenese, eine legendenhafte Erzählung über die Entstehung ihrer Sprache, die mir ein Niddener Fischer mitteilte: *»Ja, dies palidz* (Gott helfe mir), *wo komme disse Fischerausdrücke her? Wo kommt de Kursche Sprache her? Mien Oma vertellt emmer ne Geschicht doazu: Gott hadd alle Sprache ausjeteilt, dem Dietsche das Deutsche, dem Litauer das Litausche, dem Russe das Russche — de Nehringer wär übrig, de wär bi de Verteilung scheiße jegange. Nu braucht er joa auch ne Sprache. Nu mußt er e Mischmasch aus alle Sprache nehme. On so rede wi heute noch bei der Arbeit.«* Das Ergebnis wird hier ja auch sichtbar: Hochdeutsch, Niederdeutsch, einige kurische Brocken.

Speziell also der Fischerwortschatz ist sehr regionaltypisch, nicht zuletzt auch deswegen, weil die Fischerei selbst sehr unterschiedlich war. Aber andererseits ist es wiederum so, daß eine Fülle von Fachwörtern die engen sprachlich-kulturellen Grenzen überschreiten, wobei die Kulturströmungen von Wort und Sache bzw. Sache und Wort durchaus nicht nur in einer Richtung verlaufen. Slawische Wörter wie Klippe, Manze, Metritz, Zeese usw. finden sich in der niederdeutschen Fischersprache, während Entlehnungen deutscher Wörter wie Wade, Hamen usw. und vor allem Bezeichnungen der Schiffstakelung und des Schiffbauer-Handwerkszeuges z.B. in die kurische und litauische Fischer- und Seemannssprache eingedrungen sind. Bei aller Vielfältigkeit gibt es auch eine Fülle von Beispielen für eine erstaunliche Einheitlichkeit, die auf einem intensiven Kulturaustausch beruht und lokale Traditionen überlagert.

Für die volkskulturell sehr kleinräumigen und eigenständigen Fischergruppen könnten wir sehr viele Beispiel bringen. Sie alle sind aber Teil im Mosaik ostpreußischer Fischerkultur. Vielleicht bringen wir aber für das unterschiedliche Nebeneinander noch ein besonderes Beispiel: Alt- und Neu-Passarge — nur wenige Meter durch den schmalen Passarge-Fluß getrennt. Hier waren sie protestantisch, dort katholisch, sie sprachen zwei verschiedene Mundarten, da die Stellnetzfischer, hier die Schleppnetzfischer. Sie lebten anders, sie kochten jeweils anders, sie waren überwiegend in verschiedenen politischen Parteien, sie feierten anders. Die Bewohner beider Orte kannten sich kaum, liebten sich selten, heirateten einander nie. Nur auf See — und erst recht in jeder Not — halfen sie sich stets, ohne zu fragen.

Weltsicht und Volksglauben

Anders als beim Bauern ist ja vor allem für den Fischer der Küste und der Flüsse die Möglichkeit gegeben, seine Berufserfahrung mit Kollegen benachbarter oder weit entfernter Regionen auszutauschen. Es ist ja geradezu das Kennzeichen zumal der maritimen Kultur, daß sie das Spannungsfeld zwischen unmittelbarer Heimat und Weltoffenheit, zwischen Regionalität und Internationalität widerspiegelt. Auf der einen Seite ist der Fischer ja häufig ein weitgereister Mann, war er doch z.T. in seiner Jugend bei der küstennahen Frachtschiffahrt oder bei der christlichen Seefahrt. Häufig fand der Fischer erst nach einigen Jahren des Geldverdienens und der Weltkenntnis in sein Fischerdorf zurück.

Auf der anderen Seite ist es immer wieder faszinierend zu beobachten, wie intensiv die Fischerfamilien an tradierten volkskulturellen Vorstellungen und Formen der Volksfrömmigkeit festhalten. Dabei wird dann auch die spiritistische und mystische Seite des Denkens und Glaubens sichtbar. Dazu mag beitragen, daß die Fischerfamilie sich vielleicht noch mehr als die bäuerliche Familie von der Natur abhängig fühlt. Der Fischfang selbst ist ständig auch vom Fangglück abhängig, was von den Fischern deutlich empfunden wird. Auch so liegt dann wohl der Glauben an Beschwörung und Orakel, an abwehrenden und herbeisehnenden Zauber nahe und zeitigt manche abergläubische Formen, wie sie andere Berufsgruppen vielleicht nicht in dieser Weise kennen. Vielleicht lassen wir uns auf einige dieser erzählten Erlebnisse und parapsychologischen Begebenheiten ein.

Aus Kahlberg auf der Frischen Nehrung erzählte mir jemand von den Erlebnissen und Denkvorstellungen seines Großvaters: *»On Opa wär een Nachtmensch, de haud ook vär nuscht Angst, de wär bekannt doavär. De jing oawends om twalf oder half eent noch anne See*

oder enne Heid — de haud joa vär nuscht Angst. On doa heet dat joa denn — dat wär so gang on gäbe — doa säde se emmer: Du sullst tweschen twalf on ennt nich am Woater langgoahne, nich am Hauff on nich anne See.

On nü wär he werrer moal doa jegange noa Langhöaken (ON) *bi sienem Brooder, bi Onkel Bänsch. On wie he doa so biem krüüsen Arthur äwerm Barch kemmt, doa wär son Steck, säd he, doa käm he nich äwer wech. On denn jing he äwere Heid opp de andre Sied anne See. On ook doa käm he nich dorch. Dat wär wie sone imaginäre Linie, weetst, so e Wall. On doa es he nich äwerjekoame. Dat send äwermächtje Kräfte, säd Opa, de moake doa ne Muuer. Dat mottst dü weete. — On eenmoal käm sone groote, groote schwarte Jestalt von See opp et Hüüs to on Oma kricht Angst. On doa legt de Opa bloß sien Hand opp ehre Oarm: loat man goot senne. Dat häfft aller siene Rechtigkeit. Dat moakt ons nuscht!«*

Und ein Fischer aus Rossitten, der von seinen Begegnungen mit Hexen und dem Teufel in Hundegestalt berichtet hat, wendet sich gegen den Vorwurf des Aberglaubens, verteidigt dieses Wissen gerade als tiefe Gläubigkeit: *»Joa, manche Lied segge; Dat send Jeisterjeschichte. Oaber dat send keene Jeisterjeschichte, oaber dat send Dinge, de dicht an de Werklichkeit grenze. On doato mott man ook dem Gloowe häbbe, bloß de kann dat kicke, bloß se kann dat woahrnehme. On dat wär bi ons em Oste on opp de Kursche Nehrung noch stark vertroade. On so häbb eck ook dem Diewel en Person woahrjenoame!«*

Die Allgegenwart des Übersinnlichen in der gegenständlichen Welt wird noch in diesem Jahrhundert in den meisten Fischerfamilien vor allen Dingen rund um das Kurische Haff als gegeben angesehen — zumindest wird dieses Wissen den älteren Personen zugesprochen. Erzählen wir so noch eine Geschichte aus Gilge, Kr. Labiau, die ich mir 1983 von einem Fischhändler auf Tonband erzählen ließ: *»Joa, de oole Mensche, de kunne noch de Doode sehne, de wäre noch en Kontakt doamet. Dat es bestemmt woahr, dat stemmt. Mien Voader vertellt, von eener Verwandte em Därp. De woakt nachts opp on sitt enne Kark Licht. Oh, denkt se häst verschloape, nu oaber schnell hen. Se kemmt hen alles voller Mensche, Musik on Ruusche en de Kark, ehr Platz es oaber noch frie. Na, se kickt seck em, noa eene Sied, noa de andre Sied, alles Doode. Se kennt se noch, oaber alles Mensche, de en de letzte Joahre verstoarwe wäre. Ehr ward gruuslich, se denkt toerscht, nu es se ook doot oder nu mott se starwe. Se denkt, Mensch, wat es nu los — wat ward nu passeere? On doa sächt e Stemm newe ehr: Wenn du ute Kark rutkemmst, denn loop, lopp. Kick die nich em, on wenn di eener am Dook nemmst, denn loat dat los! On so deit se: se rennt vor ehr Leewe. On wie se äwerem Friedhoff kemmt, doa kricht se jemand am Dook to foate. Se leet dat oaber los on kemmt goot noa Huus. On wie mien Voader am nächste Dach se beseeke kemmt, doa vertellt se em dat. Na, on mien Voader denkt: Na, Mensch, dat kann joa wohl nich ganz stemme. Eck war dat goahne ieberpriefe on ward kicke, wo dat Dook jebleewe es. He jeiht oppem Friedhoff. On doa sitt he, doa es opp jedem Graff, an jedem Kriez e Steckche von dem Dook! Kickst, säd mien Voader, dat wär woahr. De oole Mensche kunne de Doode sehne!«*

Siedlung und Haus

Bei den Küstensiedlungen können wir neben den größeren Städten, die zumeist an Flußmündungen liegen, vor allem zwei Typen kleinerer Ansiedlungen unterscheiden, die durch ihre geographische Lage und historische Entstehung bzw. durch ihre besondere Wirtschafts- und Sozialstruktur auch ein jeweils charakteristisches kulturelles Gepräge erhielten.

Zum einen gibt es jene Siedlungen, die auf wirtschaftlich ungünstigem Gelände liegen — auf unfruchtbaren, sandigen Nehrungen und Dünenrücken oder an sumpfigen Haffbuchten und Flußmündungen — stets von Überschwemmungen bedroht. Sie sind wohl ursprünglich aus nur saisonmäßig errichteten Fischerlagern, sogenannten »Vitten«, oder aus ursprünglich einzelstehenden nichtständigen Fischerbuden oder ständigen Fischergehöften entstanden und haben sich erst später zu reinen Fischerdörfern entwickelt. Orte mit den Bezeichnungen »Vitte« bzw. »Bude« weisen noch auf die Entstehung hin: Konradsvitte, Neufitte, Schaaksvitte, Bommelsvitte, Amtsvitte, Pfahlbude, Zimmerbude usw. Von Danzig aus hatten Fischer z.B. um 1800 an der innersten, also von Danzig aus nächsten Bucht des Frischen Haffes die »Danziger Buden« inne. Daraus ist dann das große Fischerdorf Bodenwinkel entstanden nach der niederdeutschen Form »Booden« für »Buden«. Insgesamt zählen zu diesem Typus natürlich vor allem die Dörfer der Frischen und Kurischen Nehrung. Die hier wohnende, in älterer Zeit (vor dem Tourismus) meist arme Bevölkerung, ernährte sich weitgehend ausschließlich vom Fischfang, wobei sie allerdings den Standortvorteil hatte, sowohl die Gewässer der beiden Haffe als auch die freie Ostsee befischen zu können. Nebenverdienst fand sich dann höchstens noch in der Bernsteinfischerei und in älterer Zeit wohl auch noch in einer intensiven Strandsammelwirtschaft.

Eine andere Gruppe von maritimen Siedlungen waren die sogenannten »Stranddörfer«, zumeist von einer Bauern-Fischer-Bevölkerung bewohnt, wobei der agrarische Anteil wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse z.T. weniger lukrativ war. Es gab aber auch solche Siedlungen, in denen z. B. der Gemüseanbau gleichrangig neben die Fischerei treten konnte, so etwa in Neu- und Alt-Passarge am Frischen Haff oder in den Orten Gilge, Inse, Loye, Karkeln usw. am Ostufer des Kurischen Haffs. Hier, am Festlandufer des Kurischen Haffs, hatte sich bei den Fischerbauern bei ihrer weitgehend autarken Wirtschaftsweise auch noch am längsten eine selbstbewußte, vorwiegend maritim geprägte Fischerkultur geschlossen erhalten, zumal in älterer Zeit die Dörfer durch die Überflutungen der Schneeschmelze — der Zeit des Schacktarps — jeweils für längere Zeit von der Umwelt abgeschnitten blieben und auch der Tourismus nur zögernd Einzug hielt. Dagegen ging der Erwerb durch Fischerei in den Stranddörfern des Samlands schon vor 1900 stark zurück, indem die Menschen entweder in der Landwirtschaft oder im Fremdenverkehr ihren Verdienst suchten. Von den z.B. 1833 noch auf zwölf Freigütern sitzenden Fischern des Ortes Rauschen hören wir ein halbes Jahrhundert später fast gar nichts mehr. Viele Fischer an der Samlandküste von Tenkitten, Sorgenau, Palmnicken, Dirschkeim bis Warnicken gaben ihren Beruf schon im 19. Jahrhundert

auf oder zogen nach Pillau oder nach der Jahrhundertwende nach Neukuhren, wo ein großer Fischereihafen entstanden war.

Die Fischerdörfer hatten ursprünglich häufig die Lage eines nur einseitig bebauten Straßendorfes, wie etwa in Nidden oder Schwarzort, wobei die Straße der Uferlinie des Strandes folgte. In Dörfern, die an der Mündung eines Stromes liegen, lagen sich auch zwei solcher Straßenzeilen beiderseits der Wasserstraße gegenüber, wie etwa in Inse, Gilge oder Elchwerder. Direkte reine Fischerdörfer an Flußläufen und Seen gab es nicht. Es waren zumeist immer Einzelgehöfte in unmittelbarer Nähe des Wassers.

Das Fischerhaus selbst unterscheidet sich als Kleinhaustyp besonders durch seinen Grundriß wesentlich vom Bauernhaus. In Ostpreußen handelt es sich bei den traditionellen Formen vor allem um Block- und Fachwerkhäuser, die überall die charakteristische quergeteilte Dreiteilung in Wohnteil, Flur mit »Schwarzer Küche« und Stall kennen. Besondere Bedeutung kam dem zumeist von Traufseite zu Traufseite durchgehenden Flur zu, der nicht nur den Zweck hatte, zu den übrigen Räumen zu führen, sondern in dem sich das tägliche Leben und Arbeiten der ganzen Fischerfamilie abspielte. Er war Arbeits-, Wirtschafts-, Küchen- und Wohnraum in einem: Hier verrichtete die Frau ihre Hausarbeiten, hier wurden die Mahlzeiten eingenommen — oft dreimal am Tage Fisch — hier knüttete und flickte der Fischer seine Netze, hier besteckten die Kinder die Angelschnüre mit Würmern und Tobiasfisch, hier wurden die oft mehrstündigen Hausandachten abgehalten, hier sangen sie ihre religiösen Lieder und Seemannsschnulzen, hier erzählten sie sich von der weiten Welt und orakelten, wie das Wetter morgen werden würde. Die geöffnete Obertür und ein schmales Fenster neben der Tür ließen genug Licht in den Raum. Die Fischerhäuser sind ihrer Anlage und Funktion nach reine Zweckbauten, die auch nicht erweitert oder umgebaut werden mußten, weil sich die häuslichen Arbeiten des Fischers seit Jahrhunderten kaum verändert hatten. Außerhalb des Hauses oder direkt am Strand standen Netz- und Geräteschuppen zur Verfügung.

Freilich erkennen wir neben dem charakteristischen Grundriß verschiedene kulturelle Ausformungen, die sich jeweils an die Hauslandschaften der jeweiligen Region anschließen: So finden sich die Niedersachsenhäuser in ihrer östlichsten Verbreitung bis Neu-Passarge am Frischen Haff, die Block- und bretterverkleideten Ständerhäuser mit ihren schilf- oder rohrbedeckten Dächern auf der Frischen Nehrung, die so charakteristischen Ecklaubenhäuser auf der Kurischen Nehrung und die sogenannten Galeriehäuser am Ostufer des Kurischen Haffs, die meist eingebaute Laubengänge an einem Teil der Längsseite aufwiesen. Lange hatten sich in den Fischerdörfern auch noch Gebäude ohne Schornstein erhalten, sogenannte Rauchhäuser, bei denen der Rauch der Feuerstellen durch den Dachboden abzog. Die im Dachraum aufgehängten Netze und Segel wurden durch den durchziehenden Rauch dadurch nicht nur getrocknet, sondern auch konserviert. In mehr städtischen Siedlungen stehen die Schiffer-, Matrosen- und Fischerhäuser mit der Giebelseite zur Straße auf engen, schmalen Grundstücken als sogenannte »Hafenorthäuser«, wie z.B. in Tolkemit, Pillau oder Memel. Die Häuser stehen dabei meist frei und haben eine schmale Traufgosse zwischen sich. Man geht durch das Haus in einen Hof und weiter an einem Gärtchen entlang zur Hinterstraße.

Handwerk und Volkskunst

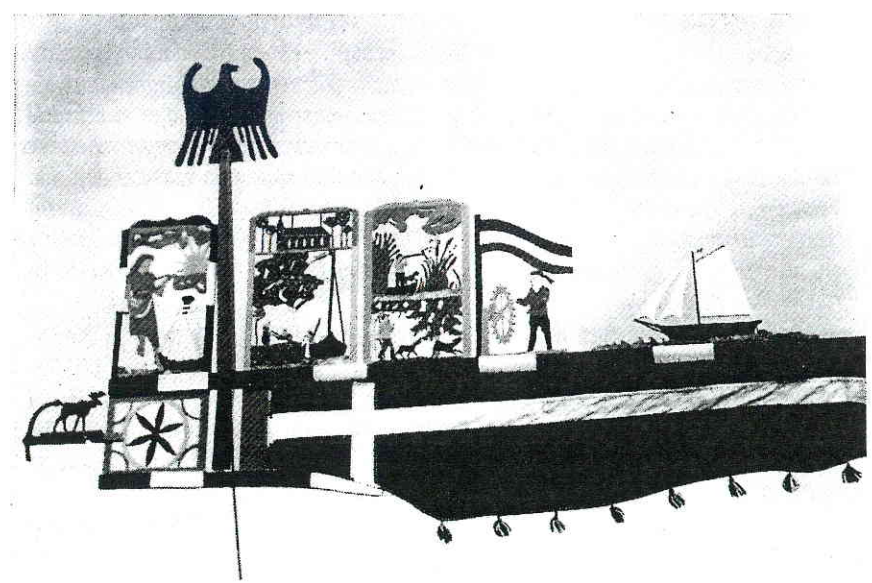
Der Fischer ist ein »viergedrehter Handwerker«, heißt es an der Küste. Er mußte ja auch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein meist alle Holz-, Segel-, Netz- und Bootsarbeiten selbst ausführen. Er ist Bastler, der sowohl mit schmaler Netznadel und feinem Pinsel, mit sensiblem Gespür für die Trimmarbeiten an der Takelage tätig sein als auch schwere körperliche Arbeiten an Land und an Bord verrichten mußte. Handwerker gab es nur wenige in den kleineren Küstendörfern, zumal ja auch nicht nur die Fischer, sondern auch die Fischerfrauen viele handwerkliche Arbeiten verrichteten. Die Handwerker wie Segelmacher, Schiffszimmerleute, Ankerschmiede usw. waren nur in den Städten im Zusammenhang mit der Seefahrt tätig.

Diese erforderliche handwerkliche Vielseitigkeit des Fischers schlug sich auch in der Volkskunst nieder, in der sich bei den verschiedenen Materialien der kulturelle Gestaltungswille und das handwerkliche Geschick nachweisen lassen. In der Holzschnitzkunst zeigt sich vielfältiger Formenreichtum vor allem bei den Giebelzierbrettern und Hauskrönungen an den Fischerhäusern rund um die beiden Haffe, aber auch z.B. bei den sehr schlichten Fischerhütten Masurens. Um das Kurische Haff zeigen sich diese Schnitz- und Sägearbeiten in der kunstvollen Ausschmückung der Laubenstützen und Laubenbrüstungen der Galeriehäuser. Sie bezogen sich auch nicht nur auf das Äußere des Hauses allein, sondern auf den gesamten Alltags- und Festbereich. So wurden Truhen und Seemannskisten geschreinert und bemalt, Alkoven, Küchengerät und Spielzeug.

Die schmuckhafte Aufstellung von Schiffsmodellen in Kirchen war im gesamten Gebiet bekannt. Vor allem sind es auch die zumeist hölzernen Grabtafeln, deren Grundformen Stele, barocke Epitaph-Tafeln, Kreuz, Blatt, Vogel und Urne bilden und die besonders auf der Kurischen Nehrung ihre künstlerische Ausformung fanden.

Eine ganz typische Volkskunst entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts rund um das Kurische Haff bei der Ausschmückung der Schiffswimpel der großen Kurren- und Keitelkähne. Diese Kurrenkahnwimpel, die aber keineswegs »uralt« sind, gehen auf eine behördliche Verordnung aus dem Jahre 1844 zurück, die den einzelnen Fischerdörfern auferlegte, auf ihren Fahrzeugen bestimmte Farbzeichen zu führen. Die Wimpel zeigen in den buntbemalten, filigranartig durchbrochenen Schnitzereien alte und neue Motive der Volkskunst: Adler, Herz, Anker, Steuerrad, Schiff, Kirche, Leuchtturm, Wasserjungfer, Meeresgott usw. Man verwandte gerne reine und leuchtende Ölfarben.

Die Wimpel waren der Stolz der Fischer. In letzter Zeit machten sie sie schon gar nicht mehr selbst, sondern überließen deren Anfertigung besonders kunstfertigen Leuten, so etwa in Gilge. Ein Fischhändler berichtet: *»Jedes Dorf hat sein Zeichen — und wir hatten eine weiße Flagge mit dem roten Kreuz: das war Gilge. Und die in Nemoniee* (ON), *die Nachbarn, die hatten rote Flagge mit dem weßen Kreuz. Und den Wimpel haben meist nicht mehr die Fischer selbst geschnitzt. Da war jemand im Dorf, der hat geschnitzt. Und der beste*



Kurenkahnwimpel aus Nemonien (Elchwerder), Kurisches Haff, ca. 1935 (Archiv: Tolksdorf)

Schnitzer, der bekam dann den Auftrag, vor allen Dingen von den jungen Leuten, die dann einen Kahn hatten. Die wollten denn doch den besten Wimpel haben.
Und jetzt war einer bei uns, der hat die prima gemacht — das war der Gustav Roweit, der hat den besten Wimpel geschnitzt. Und der war Bootsmann beim Fischmeister, und im Winter war das so seine Arbeit, da hat er Wimpel und Flaggen gemacht. Und wenn da so zwei junge Kerle waren: jeder wollte den besten Wimpel haben. Und da war so der Ehrgeiz, die haben dann auch ein paar Mark draufgegeben — von dem Geld, das sie sich im Winter beim Holzschlag verdient hatten. On de junge Kerls säde denn: 'Wat häbb wi för ne scheene Flagg. Mensch, bekick moal onsem Flagg! On dem hät de Roweit on dem hät de Nurreusch jemookt!' Nich, da hat man immer gewußt: De Roweit, de mokt dat beste Wimpel. Und denn ja auch noch der lange Wimpel aus Stoff, aber der wurde ja mit der Zeit denn auch immer kleiner, im Sommer denn, denn franst er ja ganz aus und verbleicht. Aber im Frühjahr der Wimpel und die Flagge — das war der ganze Stolz der Fischer.«
Ein Fischer aus Rossitten berichtet: *»De Kurewempel boawe oppem Mast, de wär selwst jeschnetzt — Eekeholt wär dat, on de Schnetzeriee selwst doaropp, dat wär alles üt Lindeholt. De häbb wi em Winter jemoakt, on de durfte keener schmiete, sonst wurd dat alles kromm on scheew boawe. De Wempel wäre mindestens anderthalw Meter lang on denn käm noch de Flagg. De wär em Soomer, wenn noch keen Storm jewese wär noch emoal anderthalf Meter. Ach, dat wär e ornliches End. On en dem Kurewempel, doa wäre emmer de Teekens benne von jede Därp. Jede Därp hadd sien bestemmtes Teeken: unde schwart oder boawe witt oder eckich. Wenn man e Koahn oppe Haff truff, denn wußt man jenau, von wat e Därp he wär.«* Ein Fischer aus Karkeln erzählt: *»On de groote Kähn, de hadde scheene Wempels dropp. Feeher wäre se ut Holt, de Verzierunge alle wäre doa einjeschnetzt: de Elch, e Herz wär benne, de ganze Teeken, wat so e Fescher so en sienem Leewe för rechtich hält. On denn wär de Wempel emmer scheen. On em Wempel selwst wär emmer noch een Teeken, von wo de Fescherkohn to Huus es, nich. Doa haadd er bestemmte Teeken benne em Wempel. On denn haadd er noch e scheene lange Dook dran: schwart, witt on rot. On noodem, wie denn de Junges emmer verwoahrloster wurde, doa häbbe se emmer met Steener de ganze Verzierunge zerschloage. On denn mookte se se denn ut Blech. Denn bog man de bloß om, on denn häbbe se dat selwst wedder jerood jeboge.«*
Die Fischwirtschaft und Fischerkultur ist außerordentlich reich und vielfältig — in mancher Beziehung auch einmalig. Dies mag schon selbst in der Kürze des hier gebotenen Überblicks erkennbar sein. Viele Fischer haben nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in der Bundesrepublik einen neuen Anfang machen können, die Haff- und Seefischer vor allem an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, aber auch in der Hochseefischerei an der Nordseeküste um Bremerhaven und Wilhelmshaven. Auch manche Binnenfischer sind nach 1945 wieder zwischen Bodensee und holsteinischer Seenplatte in ihren alten Beruf zurückgekehrt und haben ihr Wissen auch hier im Westen weitergegeben. Freilich ist heute die Fischerei überall in eine Krise geraten. Aber die Fischwirtschaft und vor allem die Fischerkultur Ostpreußens leben auch heute noch in den Erzählungen dieser Fischer und ihrer Familien weiter.

Literaturhinweise

Benecke, Berthold: Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreußen. Königsberg/Pr. 1881.

Bock, Friedrich Samuel: Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreiche Ost- und Westpreußen. Bd. 1—5. Dessau 1782—85.

Braun, Thomas: Statistische Materialien zur ost- und westpreußischen Küstenfischerei 1920—1945. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 32, 1989, S. 283—301.

Braun, Thomas u. Tolksdorf, Ulrich: Bibliographie zur Fischervolkskunde Ost- und Westpreußens. Marburg 1990.

Dittrich, Franz: Beiträge zu einer Geschichte der Fischerei im Ermlande. In: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 7, 1881, S. 301—338.

Dobers, Klaus: Ostseebad Kahlberg, Frische Nehrung. Bade- und Fischerleben von Pröbbernau bis Narmeln. Münster 1986.

Fröse, Albert: Fischerei auf dem Kurischen Haff. In: Von tohus. Heimatbrief des Kreises Labiau, Nr. 8, 1964, S. 24—33.

Henking, Hermann: Die Ostseefischerei (Handbuch der Seefischerei Nordeuropas, Bd. 5, H. 3). Stuttgart 1929.

Keller, Kurt: Die ostpreußische Fischwirtschaft. Diss. Königsberg 1928.

Kisch, Guido: Das Fischereirecht im Deutschordensgebiet. Beiträge zu seiner Geschichte. 1932.

Krüger, Karoline: Fischerei-Geräte in Kahlberg-Liep mit besonderer Berücksichtigung der Sackfischerei. In: Elbinger Jahrbuch 15, 1938, S. 255—278.

Lundbeck, Johannes: Die Neukuhrener Fischerei. In: Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins 44, 1928, S. 3—19.

Meyer-Friese, Boye (Hg.): Fischerei im Samland. Fotografische Dokumente der Fischerei an Samlands Küste. 1926—1928. Herford 1987.

Mielcarczyk, Georg: Die Fischerei in den Dörfern der Passargemündung. In: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 30, 1966, S. 678—705.

Mitzka, Walther: Deutsche Fischervolkskunde. Neumünster 1940.

Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung. Dargestellt in kurischer und deutscher Sprache. Berlin 1982.

Seligo, Artur: Die Fanggeräte der deutschen Binnenfischerei. Berlin 1914.

Tolksdorf, Ulrich: Zur maritimen Alltagskultur Ost- und Westpreußens. In: Zwischen den Weltkriegen. Teil II: Kultur im Preussenland der Jahre 1918 bis 1939. Lüneburg 1987, S. 123—160.

Woede, Hans: Wimpel der Kurenkähne. Geschichte — Bedeutung — Brauchtum. Würzburg 1965.